DER WAGEN

EIN JAHR BUCH

DER WAGEN

EIN JAHR BUCH

1928

L
2
34:1928

DER WAGEN

EIN JAHRBUCH

FÜR 1928

HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAGE

DER LÜBECKER VEREINIGUNG

FÜR VOLKSTÜMLICHE KUNST

VON PAUL BROCKHAUS

INHALTSVERZEICHNIS

STIMMEN DER VÄTER: JOH. GOTTFR. HERDER. FRIEDR. LEOP. GRAF ZU STOLBERG. MATTHIAS CLAUDIUS. HEINRICH VON KLEIST. FRIEDRICH HEBBEL.

EINAUG UND BETTLER VON ERWIN G. KOLBENHEYER.

DIE ABTRÜNNIGE FRUHOLLENTOCHTER. DIE TOTE KÖNIGIN KEHRT HEIM. DIE ERWECKUNG DER SCHÖNEN DÖRTE. DREI MÄRCHEN VON HANS FRIEDRICH BLUNCK.

VOM SINN DER SAMMLUNG IN DER LÜBECKER KATHARINEN-KIRCHE VON MUSEUMSDIR. DR. CARL GEORG HEISE.

DER HASELSTRAUCH VON LIC. WALTER LEHMANN.

GEDICHTE VON HERMANN CLAUDIUS.

CASPAR DAVID FRIEDRICH VON PROF. DR. MAX SAUERLANDT.

BEKENNTNISSE VON CASPAR DAVID FRIEDRICH.

EIN SOMMER VON FRIEDRICH GRIESE.

GEDICHTE VON FRIEDRICH GRIESE.

WALTER H. DAMMANN ZUM GEDÄCHTNIS VON DR. HARRY SCHMIDT.

GEDICHTE VON WALTER H. DAMMANN.

AUS DER WELT UM REMBRANDT VON WALTER H. DAMMANN.

GEDICHTE VON GEORG VON DER VRING.

ALBERT AEREBOE VON MUSEUMSDIR. DR. CARL GEORG HEISE.

STIMMEN DER VÄTER

JOHANN GOTTFRID HERDER

Der Genius der Zukunft (1769)

Flamm auf, du Licht der Zeiten, Gesang! du strahlst
Vom Angesicht der Vergangenheit, und bist
Mir Fackel, meinen Gang dort fürder
Zu leiten! dort, wo die Zukunft graut,
Wo ihr Haupt der Saum der Wolke verhüllt, wo Erd und Himmel
Sich weben, als wär' es eins!
Denn was ist Lebensgewissen! und du
Der Götter Geschenk, Prophetengesicht! und der Ahndung
Vorsingende Zauberstimme!

Mit Flammenzügen glänzt
In der Seelen Abgründen der Vorwelt Bild
Und schießt weit über weissagend starkes Geschoß
In das Herz der Zukunft! Siehe! da steigen
Der Mitternacht Gestalten empor! wie Götter aus Gräbern empor,
Aus Asche der Jugendglut die Seher! Sie zerreißen
Mit Schwerterblitzen das Gewölk! Sie wehn
Im Blick durch die Sieben der Himmel, und schwingen sich herab!
Da liest der Geist in seines Meers
Zauberspiegel die Ewigkeit. — —

FRIEDRICH LEOPOLD GRAF ZU STOLBERG

Die Meere

Du schmeichelst mein Ohr,
Ich kenne dein Rauschen,
Deiner Wogen Sirenengesang!
Ostsee, du nahmst mich
Oft mit kosenden Armen
In den kühlenden Schoß!

Du bist schön!
Nymphe, schön!
Vertraute des waldichten Ufers,
Oft entschlüpfet der West den Wipfeln des Hains,
Und schwebet über dir hin mit gleitendem Flug.

Du bist schön,
Nymphe, schön,
Aber die Göttin schöner als du!
Lauter, als du,
Donnert die Nord-See,
Steigend erhebt sich und weiß und gestadeerschütternd ihr Fuß.

Stärker und freier, als du,
Tanzet sie eignen Tanz,
Lauschet nicht dienstbar der Stimme
Herrschender Winde;
Steiget und sinkt,
Wenn, mit Wolken umschleiert,
In geheimer Halle schlummert des Sturmes Haupt!

Wie nennet dich mein Gesang!
Nord-Meer, Welt-Meer, Göttin, Unendliche,
Erdumgürtende Wiege der allerleuchtenden
Sonne, des himmelwandelnden
Mondes und zahlloser
Sterne, die in melodischem
Tanze sich spiegeln, wenn steiget die Well' und hinab sich senkt.

Auf deinen Wassern
Schwebet Gottes Geist,
Als noch die Erde
Lag in trauernder Stille,
Mutterfreuden kannte noch nicht!
Über dir wehet,
Hehr und geheimnisvoll,
Flutend und ebbend,
Sichtbar noch des Allmächtigen Hauch!

FRIEDRICH HEBBEL

Zwei Wandrer.

Ein Stummer zieht durch die Lande,
Gott hat ihm ein Wort vertraut,
Das kann er nicht ergründen,
Nur einem darf er's verkünden,
Den er noch nicht geschaut.

Ein Tauber zieht durch die Lande,
Gott selber hieß ihn gehn,
Dem hat er das Ohr verriegelt
Und jenem die Lippe versiegelt,
Bis sie einander sehn.

Dann wird der Stumme reden,
Der Taube vernimmt das Wort,
Er wird sie gleich entziffern,
Die dunklen, göttlichen Chiffern,
Dann ziehn sie gen Morgen fort.

Daß sich die beiden finden,
Ihr Menschen, betet viel!
Wenn, die jetzt einsam wandern,
Treffen, einer den andern,
Ist alle Welt am Ziel.

STIMMEN DER VÄTER

MATTHIAS CLAUDIUS

ANTWORT AN ANDRES AUF SEINEN LETZTEN BRIEF

Ich hätte mir eher des Himmels Einfall vermutet, als daß Du eine Astrologie schreiben würdest. Du hast zwar von jeher mit den Sternen Dein Fest gehabt und pflegtest es immer als eine besondre göttliche Wohltat anzusehen, wenn's Abends der Himmel helle und so recht voll Sternen war; aber das, glaubt' ich, stecke so in Dir, sei Rührung und Freude über den großen herrlichen Anblick, weiter aber denktest Du nichts, und von Deinen Projekten und Deiner Astrologia puriore und sublimiore ist mir niemals 'n Wörtlein in den Sinn gekommen. Du hast aber recht, Andres, ich habe dem Dinge nachgedacht, und die Astrologie fängt an mir einzuleuchten.

Wenn alle Sandkörner auf der Erde Augen wären, so würden alle die Augen jedweden Stern über sich am Himmel sehen, und also fließen beständig aus jedwedem Stern Strahlen auf jedes Sandkorn der ganzen Erdveste herab: nun ist es aber allerdings sehr unwahrscheinlich, daß eine so große Menge eine Materie, die so schnell so weit herkommen kann und aus so schönen unvergänglichen Körpern kommt, ohne alle Wirkung sein sollte. Mich dünkt, der bloße Eindruck in einer heitern Nacht lehrt's einen auch schon, daß die mit so unbeschreiblicher Freundlichkeit leuchtenden Sterne nicht kalte müßige Zuschauer sind, sondern Angehörige der Erde, und Freunde vom Hause.

Was Du aus den Sternen sehen willst und was Du von ihren Kräften und Einflüssen vorbringst, das sind vor mir lauter böhm'sche Dörfer, kommt mir aber alles doch sehr gründlich vor, und ich wünsche mir von Herzen Deine andächtige fromme Empfindung, mit der Du von den Sternen sprichst, und darin alle Deine Ideen schwimmen wie Blumen im Morgentau und wie die Inseln im Meer. Die Himmelslichter sind doch wirklich, wie die Augen am Menschen, offnere oder zarter bedeckte Stellen der Welt, wo die Seele heller durchscheint.

Sehr anmutig ist's mir in Deinem Brief zu lesen gewesen, daß Deine Braut auch so an den Sternen hängt und in Deine Ideen entriert, und daß Ihr beide oft stundenlang den allum funkelnden Sternhimmel anseht, ohne durch Eure Liebe in Eurer Andacht gestört zu werden. Sie muß gar eine gute Person sein, und Du bist 'n lieber Andres.

Es freut mich jedesmal in die Seele, wenn ich von einem Menschen höre, der bei einer Leidenschaft den Kopf immer noch oben behält, und Braut und Bräutigam für etwas Besseres vergessen kann. Addies, Herr Zoroaster.

HEINRICH VON KLEIST

GEBET DES ZOROASTER

(Aus einer indischen Handschrift, von einem Reisenden in den Ruinen von Palmyra gefunden.)

Gott, mein Vater im Himmel! Du hast dem Menschen ein so freies, herrliches und üppiges Leben bestimmt. Kräfte unendlicher Art, göttliche und tierische, spielen in seiner Brust zusammen, um ihn zum König der Erde zu machen. Gleichwohl, von unsichtbaren Geistern überwältigt, liegt er, auf verwundernswürdige und unbegreifliche Weise, in Ketten und Banden; das Höchste, von Irrtum geblendet, läßt er zur Seite liegen, und wandelt, wie mit Blindheit geschlagen, unter Jämmerlichkeiten und Nichtigkeiten umher. Ja, er gefällt sich in seinem Zustand; und wenn die Vorwelt nicht wäre und die göttlichen Lieder, die von ihr Kunde geben, so würden wir gar nicht mehr ahnden, von welchen Gipfeln, o Herr! der Mensch um sich schauen kann. Nun lässest du es, von Zeit zu Zeit, niederfallen, wie Schuppen von dem Auge eines deiner Knechte, den du dir erwählt, daß er die Torheiten und Irrtümer seiner Gattung überschaue; ihn rüstest du mit dem Köcher der Rede, daß er, furchtlos und liebreich, mitten unter sie trete, und sie mit Pfeilen, bald schärfer, bald leiser, aus der wunderlichen Schlafsucht, in welcher sie befangen liegen, wecke. Auch mich, o Herr, hast du, in deiner Weisheit, mich wenig Würdigen, zu diesem Geschäft erkoren; und ich schicke mich zu meinem Beruf an. Durchdringe mich ganz, vom Scheitel zur Sohle, mit dem Gefühl des Elends, in welchem dies Zeitalter darnieder legt, und mit der Einsicht in alle Erbärmlichkeiten, Halbheiten, Unwahrhaftigkeiten und Gleisnereien, von denen es die Folge ist. Stähle micht mit Kraft, den Bogen des Urteils rüstig zu spannen, und, in der Wahl der Geschosse, mit Besonnenheit und Klugheit, auf daß ich jedem, wie es ihm zukommt, begegne: den Verderblichen und Unheilbaren, dir zum Ruhm, niederwerfe, den Lasterhaften schrecke, den Irrenden warne, den Toren, mit dem bloßen Geräusch der Spitze über sein Haupt hin, necke. Und einen Kranz auch lehre mich winden, womit ich, auf meine Weise, den, der dir wohlgefällig ist, kröne! Über alles aber, o Herr, möge Liebe wachen zu dir, ohne welche nichts, auch das Geringfügigste nicht, gelingt: auf daß dein Reich verherrlicht und erweitert werde, durch alle Räume und alle Zeiten, Amen!

EINAUG UND BETTLER / VON E. G. KOLBENHEYER

Um Advent war in die oberdeutschen Länder nach einem kurzen, beißenden Frost laues Wetter eingefallen. Das trieb gegen Abend jene ungewissen Leute aus den ächzenden Häusern — drangvolle Geister, die zu allen Unzeiten den Frühling wittern und, ist er da, über eine keimende, blühende Selbstverständlichkeit hinaus den Herbststurm ersehnen, der dürres Laub von den Bäumen reißt und morsche Dächer eindrückt.

Wo sie in Städten wohnten, wateten sie, so schnell es ging, durch aufgeweichte Gassen, deren karges Himmelslicht von Überhängen und Giebeln, auch durch die feinen Erkerlein fast verzehrt wurde. Sie schlugen mit ihrem Seitengewehr, das sie nicht halten konnten, denn beide Hände mußten Hut und Mantel zwingen, gegen Schweinekoben, die gute Bürger vor dem Gademfenster stehen hatten, um gelegentlich durch ein freundliches Grunzen und den säuerlichen Duft an ihre ehrlich gefestigte Seßhaftigkeit und eine gediegene Lebensfreude erinnert zu werden — verläßliche Genießer. Und jedesmal quiekten die vom föhnigen Wetter beunruhigten Tiere nervös auf, wenn der schlenkernde Degen eines jener Ungewissen gegen die Kobenwand prallte.

Der Weg dieser Leute ging durch das nächstbeste Tor. Er war nicht weit. Die Mauern umschlossen ihre Stadt innig und fest. Jenseits von Tor und Graben sumpfte nur mehr die kurze Qual des Pfahldorfes. Dann fühlte der Fuß den Rasen. Sie konnten aufatmen von der beklemmenden Brutwärme, die man in jedem Hause gehegt wußte. Der feuchte Rasen wusch die Sohlen sauber, und irgendeine gefällige Bodenwelle neigte den Rücken.

Der Himmel war weit. Seine bleifarbigen Wolkenbänke schwammen in großen Höhen. Die dunklen Äcker schienen vor Sattheit zu zerfließen. Durch die schwarzen Äste und Buschruten surrte der warme, nasse Wind. Ein Rabe hob sich, taumelte mit schweren Flügelschlägen gegen die entführende Gewalt an, er sank entmutigt. Und im Süden, da hing noch ein Streifen herrlichen Goldes ins jenseitige Tal hinein. Es durchbrach das Maßwerk der Baumkronen. Daran konnten jene Ungewissen ihren Frieden trinken, nach dem sie so arg gelechzt hatten, daß ihnen allbereits ein jeder ausgewichen war.

Doch auch sie, die Drangvollen, mußten ins Gefüge zurück, noch ehe das letzte Licht erlosch. Sie dankten Gott, daß sie mit heilen Gliedern in die Mauern kamen, wenn sie zu lange gezögert hatten, denn ihre Stiefel waren in den Tiefen der Landstraße beinahe steckengeblieben. Die Laterne im Torwege strömte ein beschämendes Gefühl der Sicherheit aus. Und so verdächtig sie aufgetreten waren, als sie durchs Tor hinausstürmten, so einnehmend und vertraulich blickten ihre Augen jetzt unter dem windwirren Haar und dem verdrückten Hute in die der Stadtwache.

Das war eine Neumondnacht. Ob sich auch der Himmel klärte, es wäre vergeblich, von Sternen zu verlangen, daß sie Menschenwege erhellten. Freundlich bricht der erdwarme Schein durch die Ritzen der Gademfenster. Und öffnet sich eine Tür, daß eine helle Flur ihr Licht, Menschenstimmen und Handwerkslärm auf die Gasse schüttet, dann zittert das Herz des heimkehrenden, ungewissen Gastes. Er denkt an seine einsame Stube, an sein scheues Weib, an die fragenden Augen seiner Kinder, an das fremde Lächeln der Hausgenossen, an Vorsicht und Befangenheit aller derer, die er Brüder und Schwestern nennen möchte. Er ist voll grenzenloser Liebe und weiß, daß er nicht Laut noch Miene hat, seine Liebe zu sagen. Er läuft schnell nach Hause. Eines der Kinder wird er an sich drücken und staunend stehen lassen. Er wird seinem Weibe die schwere Wäschebütte auf den Boden tragen, wird ihr hastig die Wange streicheln. Und seine Stiefel! Er wird auf das enge Höfchen eilen, die Stiefel reinigen, als habe er eine Sünde gutzumachen. Aber dann ... dann steigt er die Holztreppe hinauf in sein Reich, das den andern unheimlich und verdächtig ist.

Draußen vor den Mauern liegt die unwahrscheinlich laue Adventnacht. Was ein Mensch ist, hat sich hinter Dach und Wand, und seien sie ärmlichstes Stroh und Kleibwerk, verzogen; alles Tier ist verkrochen.

Es war eine Neumondnacht. Lichter und leichter wurden die Wolkenschwärme, und steifer zog der feuchte, warme Wind.

Er preßte den Mantel einem Wanderer straff über die Brust und blähte das graue Tuch hinter den Schultern hoch auf. Der Wanderer zog mit solcher Kraft und ungemessener Eile dem Gefälle des Neckar entgegen, als habe er sich eben vom Lager erhoben. Er mußte weither aus dem Norden kommen: in seinem ellenlangen Barte hing Eis, er führte als Stab und Wehr einen Spieß, dessen Bronzespitze mit Elchsehnen an das Eschenholz geflochten war, eine Waffe des äußersten Nordens.

Vor ihm lagen die schwarzen Höhen der Schwäbischen Alb und über ihnen flammte wunderlich das Siebengestirn des Orion.

Da der Wanderer an den Hütten von Plieningen vorüberschritt, ließ der Pfaffe den letzten profanen Lichtschein zwischen den Fingern verzischen. Der

EINAUG UND BETTLER. VON E. G. KOLBENHEYER

war von einer geweihten Kerze ausgegangen, die ihr frommes Flämmchen noch lang hätte vor dem Altar aufopfern können. Nun flackerte in dem Dorfe nur mehr das ewige Lichtzünglein vor dem Tabernakel. Doch es durchdrang kaum den rubinroten Ölkelch, es vermochte nichts gegen den Schmutz der Fensterscheiben.

Und als der Wanderer in seinem wehenden Mantel vor das Kirchlein kam, war ihm läßlich zu Mut, als müsse er eine Weile ruhen. Der warme, feuchte Südhauch drang inniger gegen die Brust und breitete den Bart, ließ einen letzten Eisklumpen im Grauhaar zerperlen.

Er berührte mit der Spitze seines Spießes ein Kirchenfenster, und es sprang schlotternd auf.

„Bist du schon da", flüsterte er.

Es raunte in dem leeren Raume so tot, wie in dem ausgestorbenen Hause einer Meerschnecke, als er sein Ohr zu dem Kirchenfenster neigte. Ein kalter, süßlicher Duft von verbranntem Rauchwerk quoll aus der Öffnung. Und das Auge des Wanderers erspähte nichts als jenes einzige, arme Feuerzünglein in dem roten Ölglase. Nur von der Tiefe herauf, wo die Füße des Wanderers auf kleinen Hügelchen und Holzkreuzlein standen, zitterte ein ungeduldiges Stöhnen.

„Ich will euch nicht beschweren, ihr Ruhebedürftigen."

Und er schritt über das Mäuerchen hinweg. Seines Mantels Saum fegte etliche moosige Steine aus ihrem verwitterten Mörtellager jenseits in den Graben, der den kleinen Friedhof umriß.

Er sah mit seinem einen klaren Auge, das andere war ausgeronnen, über den niedrigen Kirchturm, dessen hohe Mütze, nach Westen geneigt, den Dachfirst nur wenig überragte, in die Dunkelheit. Von der Schwäbischen Alb herab zog der warme Hauch, der ihn gelockt hatte und mit unbändiger Sehnsucht erfüllte.

O wundersame, tiefe, tiefe Nacht, die nach dem kürzesten Tage über der Erde liegt, eine besiegte Siegerin. Sie weiß, daß sie sterben muß, und ruht unter dem Föhnwinde geschwächt, matt vom Siegeslauf. Ihr ist, als gehöre das Rauschen der Wasser nicht zu ihr, und fremd lautet das Wehen. Sie lauscht allen Stimmen, als sängen sie wundersam das Lied ihres Todes, den ihr der leuchtend schöne Tag, der wachsende, der verjüngte geben wird.

Der Wanderer, der weit über das Kirchtürmlein hinweg spähte, fühlte den Umschwung der Zeit heiß und wesentlich, daß er schwer aufseufzte und durch die Gewalt seines Atems den Föhn zurückdrängte. Für eine Weile erschlafften die Falten des Mantels, und eine Locke sank dem Wanderer über das ausgeronnene Auge.

Der zurückgedrängte Wind brach mit doppelter Gewalt ein. Er knickte zwei junge Pappeln, in deren Wipfeln die Hand des Wanderers gespielt hatte. Er wehte den eisbefreiten Bart hoch und deckte das gewaltige Gesicht. Weithin hob sich der Graumantel, als wolle er alles Land einhüllen.

Es ging ein Zittern durch die Nacht. Die Zunge der Gezeitenwage schlug ein Geringes gegen die Schale aus, darin das Gold des Tages lag. Der Wanderer lächelte ein wenig unter den aufgewehten Haaren.

Da sah er aus der schwarzen Tiefe, die ringsum über dem Lande lag, zwei Lichter glimmen, matt und fern wie zwei Funken und so nahe beieinander, daß sie fast in eins verflossen. Er ging den beiden Lichtern entgegen, denn seine Nüstern hatten schnell erwittert, wer dort in halber Hügelshöhe wartete.

Ein Bettler saß dort, und jene beiden Lichter, die von ferne wie zwei Funken durch die Finsternis gerufen hatten, waren demütige Augen. Sie schimmerten ruhig, ganz anders als das glitzernde Feuer der Sterne, eher dem Leuchten der Johanniswürmlein zur Zeit der Sonnenwende ähnlich, nur stetiger.

Der Bettler war sehr dürftig gekleidet. Seine Lumpen bedeckten die Lenden kaum. Brust, Arme und Beine zitterten in ihrer mageren Nacktheit.

Neben ihn ließ sich der Wanderer auf dem Hange nieder und zog den Mantel fester an den Leib. Obgleich der Hügel die beiden gegen den Sturm deckte, lag ein Frösteln in der Luft wie ein Fieber der Erwartung. Es befing selbst den Wanderer aus Nordland. — Der Hügel vor ihnen, eine äußerste Welle der Schwäbischen Alb, hieß Hohenheim. Er trug einen Edelsitz, das Stammhaus der Bombaste. Kein Bombast wohnte mehr da oben. Der Edelhof gehörte dem Spital der Reichsstadt Eßlingen. Wie viele andere vom Adel, waren auch diese auf den Sand geraten, und der Griswärtel war die neue Zeit gewesen mit ihren wohlbewehrten, stolzen, üppigen Städten, die eine Kaufmannschaft vortrefflich zu schützen wußten. Doch nicht wie der meiste Niederadel waren die Bombaste jenseits der Schranken verkommen. Ihr Beutel blieb leer, aber ihr Herz und Mut war nicht verschüttet.

So sagte das Einaug zu dem Bettler:

„Du hast deine Rast gut gewählt. Da sind Menschen gestorben, deren Blut seiner Kraft noch nicht entbunden ist. Ich fühle die Not ihrer letzten Stunden."

„Vielleicht wird einer aus ihrem Blute meine Blöße sehen", murmelte der Bettler.

Sein Blick sank nieder in die hohlen Hände, und ein Wundmal glühte auf dem Grunde jeder Hand, als halte er zwei Rubine gegen den Himmel.

„Deine herrlichen Kleider hast du jenseits gelassen. Sie sollen von Gold, Perlen und Steinen starren?"

„Ja, sie starren, als trüge einer den Harnisch auf nacktem Leibe durch die Winterkälte. Die Haut zerreißt vor Frost."

„Darum bist du armselig gekommen."

„Darum. Ich muß wieder aufgehoben werden wie damals, unter dem Holze. Meine Füße müssen wieder über warme Menschenherzen gehen, sie frieren von den Marmorfliesen. Vielleicht erbarmt sich einer von ihnen, deren treibendes Blut du spürst, vielleicht noch ein anderer und ein dritter und viele. Mich dürstet nach Herzenslaut, nach Muttersprache. Sie haben mich so

tief in das gläserne Latein begraben, daß mir die Auferstehung und Flucht schwer geworden ist."

Die Zähne des Bettlers schlotterten, wie vordem das Kirchenfenster.

Der Wanderer öffnete seinen Mantel.

„Nein, laß", flüsterte der andere. „Laß nur. Ich muß als Bettler kommen, nackt. Es gibt doch viele in diesem wilden Lande, die Hunger haben?"

„Viel, viele", rief der Wanderer jäh, als freue er sich der hungernden Kräfte.

„Zu den Satten komme ich in meinen goldenen Gewändern. Aber sie wischen auch dann nur die Triefaugen und klatschen feist in die Hände, um ein wenig Bewegung zu machen. Ich bin begierig nach dem Hauche der Hungernden, der nicht nach Wein riecht oder nach Speisen, die vor dem Feuer faulen müssen, daß sie den Darm nicht beschweren."

„Viel Hunger wirst du finden und brennende Herzen. Aber sie können keine Jünger sein. Sie verstehen das Fürwahrhalten nicht. Sie müssen in allem ihr Eigentum suchen und finden können. Sie sind die einzigen, die keine Götter haben."

„Ich wußte es. Darum komme ich nun selbst zu ihnen."

„Aber sie reißen ihr Auge nicht aus, wenn es ärgert! Sie geben ein Auge nur um des höheren Wissens willen hin. Es ist kein Volk wie dieses, das keine Götter hat."

„Und woher bist du, mein Bruder?"

„Ich bin nichts als ihrer Sehnsucht Siegel. Und sie wissen von ihrer Sehnsucht, daß sie in Flammen verzehrt wird und immer wieder aufersteht."

„Dann segne mich, Bruder."

Der Wanderer neigte seinen Mund auf die Stirn des Bettlers. Die war von kleinen Narben quer überzogen, und Blut begann aus den Narben zu tropfen.

Der Bettler flüsterte: „Sie mögen mich kreuzigen, da sie sich selber kreuzigen. Daß ich wieder Heiland werde!"

Da erhob sich der Wanderer und nahm den Bettler, der vor Verlangen glühte, auf. Er schlug seinen Mantel unter ihn und hielt den eschenen Speerschaft überzwerch, daß der Bettler gut, wie in einer Matte ruhen konnte.

„Ich will dich tragen, daß du die heimlichen Quellen erlauschest. Daran wirst du erkräften, denn du bist fast verschmachtet."

Der Bettler saß in den Armen des Wanderers schmal und dürftig. Seine Beine waren eng aneinandergeschlossen, sein Gesicht so blaß und hohl, als würden die Wangen, Lippen, Schläfe und Nüstern gewaltsam nach innen gesogen. Die eine Hand ruhte über dem Herzen, der anderen Hand Schwurfinger waren gegen die Sterne gestreckt und beide Ellbogen lagen eng an die Lenden gepreßt.

Sie wichen von dem Edelhofe, da viele Bombaste ungesättigten Herzens gestorben waren.

Sie überwältigten Hügel und Täler, Städte und Dörfer. Überall aus den Kirchhöfen, durch die Wände der alten Häuser und herüber von manchem kühnbebauten Felsen drang das ungestüme Beben verhaltener Triebe, die von Blutwelle auf Blutwelle, von Kind auf Kind unerlöst überkommen waren.

Der Körper des Bettlers in den Armen des Wanderers schien mit allen Poren einzuschlürfen, so daß seine matte Haut straffer und glänzend wurde.

Und sie hörten die kräftigen Schreie der kreißenden Mütter, das widerspenstige Röcheln der Sterbenden hallte zu ihnen auf, sie vernahmen den wilden Atem der Zeugenden.

Die Gestalten der Träume quollen aus den Köpfen der Schläfer zu ihnen, einem wirbelnden Nebel gleich. Und sie lasen aus dem verwegenen Spiele, wie die Herzen bis zum Rande angefüllt zitterten.

Heißhungrig lagen die Bauernseelen. Sie zerrten an den Ketten, mit denen ihre Leiber kürzer an die Herrenscholle geschlagen waren, als man Bestien an die Zwingerwand schmiedet oder die wütenden Narren an die Wand der Tollkiste. Heißhungrig lag das ausgemergelte Landvolk und träumte von der Stunde, die das Sammelwort auf der Lippe tragen wird, das die verhaltene Wut entbindet.

Wie der Verdürstende seine Arme nach dem Ufer breitet, das ihm vom Rande der Sandsteppe entgegengrünt, so lechzten die Herzen der Städter nach einem eigenen Wissen und eigenen Glauben, denn die Kräfte ihres Geistes waren mannbar geworden, und der rauhe Laut ihrer deutschen Zunge war gelöst, wie das Lallen des Kindes Wort und Ton findet, wenn die Zeit erfüllt ist.

In den Coderien und Habitatzen zählte der Bettler das Heer der fahrenden Schüler. Die lagen arg mitgenommen und fast verhungert, verwegene Burschen und abgezehrte Kinder, die von Schule zu Schule zogen, unter manchem Lotterwesen das heilige Verlangen tief geborgen.

Es hielt der Wanderer im Mansfeldischen, um eine Weile zu ruhen, denn sein Gast war schwer und mächtig geworden. Bei Eisleben ober dem Örtlein, das den Namen der Grafen von Mansfeld trägt, lagerte sich der Wanderer auf einem seichten Gebirge, hinter dem die Wipper rauschend gegen die Saale fließt. Er ließ den Arm mit dem Speer über den Hang fallen. Der Schaft des Spießes tauchte in die Wipper und brachte das Wasser zum Sprühen und Funkeln, als wäre es flüssiges Silber. Der Wanderer sah hinauf in die Sternenwelt, ein ewiger Gleichmut lag auf seiner Stirn.

Der Bettler aber, dessen Kopf von einer flackernden Glorie eingehüllt war, blickte in die Hütte des Bergmannes Hans Luther.

Beim Lichte des Tranlämpchens saß die Frau mit dicken Augenlidern im Bette aufrecht. Ihre groben Lippen, die viel schimpfen mochten, waren von einem schlaffen Behagen gekräuselt. Sie säugte ihren Knaben. Der schluckte kräftig seinen Lebensquell und stöhnte zuweilen, da ihm vor Eifer der Atem versagte. Dann fiel er ab, das Tröpflein Milch am lächelnden Mundwinkel, während die Augen des Bettlers verlangend auf ihm

ruhten. Die derbe Frau bettete den Kleinen. Sie sank behaglich zurück, im Frieden des gesättigten Triebes. Dem schlafenden Manne neben ihr zuckte es unruhig über die feingewölbte Stirn und um den dünnen, gepreßten Mund.

Da stand der Bettler auf. Er spähte ringsum über die deutschen Länder. Er sah, daß der Acker bereitlag, und sagte zu dem Wanderer: „Ich will ab dem Rhein ziehen, da mir von Zwolle her, dem Haupte der Brüder vom gemeinsamen Leben, ein großes Verlangen entgegenströmt."

„Geh hin, du bist jetzt stark genug."

„Und ich will wieder rheinauf den Strömen Ihrer Sehnsucht folgen und sie lehren, wie man das gläserne Latein zerbricht, darin ich gesargt war."

Auch der Wanderer stand aufgerichtet neben dem Bettler. Er hatte beide Hände unter der Speerspitze um den Schaft geballt, und sein Kinn ruhte auf der rechten Faust. Ein leiser Hohn spielte um seinen Mund, und die Augen unter der mürrischen Stirn blieben gesenkt.

„Sie werden dein Latein meistern und fortwerfen. Aber nicht weil du es willst. Ich bin bei ihnen gewesen, ehe du bei ihnen warst. Sie können nicht satt werden."

Der Bettler breitete demutsvoll die Arme, seine Wundmale flossen und seine Lippen lächelten verklärt.

„Sie mögen mich also kreuzigen, da sie sich selber kreuzigen!"

„Sie werdens. Es ist kein Volk wie dieses, das keine Götter hat und ewig verlangt, den Gott zu schauen."

Nach diesen Worten umarmten sie einander. Und es schien, als rängen sie miteinander. Sie wuchsen ins Endlose. Sie zerrannen, als würden sie von den Sternen eingeatmet.

Nur daß die Luft noch zitterte wie über einem großen Brande. Und ein Seufzen stieg aus dem Herzen der Schläfer gegen den Himmel.

„DIE KINDHEIT DES PARACELSUS" VON ERWIN G. KOLBENHEYER IST IM VERLAG GEORG MÜLLER IN MÜNCHEN ERSCHIENEN.

DREI MÄRCHEN VON HANS FRIEDRICH BLUNCK

DIE ABTRÜNNIGE FRUHOLLENTOCHTER

Lange lebte der arme flüchtige Mann in der Wildnis. Er suchte seine Unrast tagsüber mit Jagd zu vertreiben und sprang selbst mitternachts auf und folgte dem Wild, das in der Nähe seines Lagers vorüberirrte. Er wurde dabei aber so hitzig und vergrämt, er hatte fast keine Lust zum Leben mehr und tötete blind, weil ihm selbst bald der Tod das beste schien.

Eines Tages nun, als er eine Häsin greifen wollte und ihr in einen unbekannten Wald folgte, sprang ein Reh vor ihm auf, lenkte ihn vom Weg ab und verschwand vor seinen Augen. Am nächsten Tage ging es dem Mann ähnlich. Er sah ein Birkhuhn dicht vor sich streichen, und weil er Hunger hatte, griff er nach einem Stein, um es zu töten. Da stand auf einmal wieder das Reh vor ihm, sah den Mann mit wunderschönen braunen Augen an und bat ihn mit menschlicher Stimme: „Du tust mir Leid an, wenn Du diesem Leid tust!"

Der Mann war so erschrocken, er vergaß, den Stein zu werfen. Aber er erkannte auch das Reh, das ihn zweimal von der Beute abgelenkt hatte, und versuchte es jetzt, wo es so nah vor ihm stand, mit den Händen zu greifen.

„Tu kein Leid mehr in meinem Wald", bat das Reh noch einmal. „Sieh, aller Schmerz, der hier geschieht, ist meiner." Dann wich das Tier von ihm, er folgte ihm ohne Waffen, weil er es greifen zu können meinte. Aber es war immer einige Schritte vor ihm, es gelang ihm nicht, es zu fangen. Auf einmal, als es über einen Bach setzte, war das Tier verschwunden.

Der Mann war zornig und hungrig; er suchte den Weg zurück, aber er lief nur im Kreis wieder zum Bachrand. Da gelüstete es ihn, hinüber zu schreiten und nach dem verlorenen Wild zu suchen.

Es wurde ja nun sehr seltsam. Kaum hatte er den Fuß drüben an Land gesetzt, da merkte er, daß er nicht mehr im Wald war, wie es ihm von jenseits des Baches gedeucht hatte. Er war vielmehr mitten in einem Garten, Rosen ohne Zahl blühten da, rankten über seinen Weg und öffneten sich doch vor ihm, so daß es eine Herrlichkeit ohnegleichen war und der Mann Mühe hatte, sich zu besinnen, wie er hierhergekommen, und ob es wohl Wirklichkeit sei, die ihn umgab.

Das Wunderlichste war ja auch, er sah nicht die Spuren des Rehes mehr, noch eines Menschen Fußstapfen. Aber wenn er in die bebenden Blütenbüsche fragte, antworteten sie ihm, und er hörte, daß er in einem Rosengarten wäre, der tief zwischen Wald und Heide lag. Und als er fragte, wer in ihm lebte: Ach, nur eine einzige Frau, die von ihrer Mutter Holle hierher verwunschen war.

„Warum doch?" fragte er und beugte sich tief über einen roten Fingerhut.

„Ungehorsam war sie", bekam er zur Antwort. „Eines Burschen Liebe hatte Frau Holle einer Königin schenken wollen. Aber ihre Tochter Wildene hatte Mitleid gehabt und den Bursch einer geschenkt, die schon viele Jahre auf ihn wartete. War's denn nicht gerecht, daß sie es tat?"

„Ach," sagte ein Rosenbusch und lachte, „darum sei's ja auch, daß nun der Rechte kommen müsse, um die Verwunschene zu erlösen. Aber viele Männer hätten den Weg in die Dornen hineingefunden, niemand jedoch wär wieder hinausgekommen."

Da bekam der flüchtige Mann Furcht, aber auch ein Verlangen, die verzauberte Frau Wildene zu sehen. Und er fragte sich, ob nicht jenes Reh, das alle Schmerzen des Waldes trug, den Weg zu ihr wüßte. Gern hätte er es ein einziges Mal wiedergesehen und es danach gefragt. Aber der Rosen Dornen wucherten rasch hinter ihm zu und öffneten sich nur langsam vor seinen Schritten. Er fand nicht Spur noch Ruf, die ihm den Weg gewiesen hätten. Und die Rosenbüsche und alle Vögel begannen mit dem dämmernden Abend einzuschlafen und antworteten nicht mehr auf seine Fragen.

Endlich fand der Mann eine verlassene Hütte. Er hatte keine Lust mehr, durch das Dickicht zu irren, seine Traurigkeit und sein Unwille über den Irrgarten wurden zu groß. Er hatte auch wieder viel zu grübeln, wieso Rosen sprechen könnten, und was es wohl bedeute, daß er sich in solch sonderbare Welt verwirrt hätte.

Er ist deshalb in jener Hütte eingeschlafen und hat im Traum weit durch alle Dornen hindurchschauen können. Er hat aus einem fernen Berg auch Frau Holles nächtlichen Auszug gesehen und erblickte eine ihrer Töchter, die sich still beiseite barg. Ohne Schmuck und Lachen war sie, in braunem härenem Rock, so wie der flüchtige Mann selbst. Und er schlief und hörte im Schlaf weithin den Klang von Frau Holles Zug durch das ganze Land. Einmal näherte er sich dem Garten, mitten im halbwachen Schlaf des

Jägers stand ein wunderschönes Mädchen in seiner Hüttentür. Es hielt eine goldene Spindel hoch. „Hab' mich lieb, Bursch," lockte es, „und Du kannst Gold spinnen, so viel Du willst!" Aber der Mann war um des Goldes willen von den Menschen fortgegangen. Er sah vor sich und blickte das Mädchen nicht an.

Wieder ging wohl eine Stunde, der klingende Hollenzug schien den Rosengarten auf dem Heimweg abermals zu berühren. Und wieder blickte eine schöne Frau zur Hütte hinein. Eine Glocke hatte sie in der Hand. Als sie die ein wenig tönen ließ, mußte der Mann aufspringen und schier tanzen. „Hab' mich lieb," lachte sie „sollst die Glocke haben, nach der alle Leute reigen und springen müssen." Aber der Mann haßte die Menschen und verachtete den Schwall ihrer wogenden Straßen. Er wandte sich zur Hüttenwand, hielt die Hände vor sein Antlitz, um die Versucherin nicht zu sehen, und wartete, daß sie ging. Da läutete sie zornig, und fern aus Völkern und Städten war ein Summen und Jauchzen zu hören. Dann lief sie ihres Weges.

Endlich, nach einer langen Weile, kam wieder eine Fremde vorbei und schaute in die Tür. Er konnte ihr Kleid nicht sehen und fragte zornig: „Was hast Du mir zu bieten? Sag, was soll ich Dir schuldig werden?"

Als die Frau ihn so reden hörte, blieb sie verzagt auf der Schwelle stehen. „Nichts biete ich Dir, nichts sollst Du mir schuldig werden. Bitten wollte ich Dich, fremder Jäger!"

„Was bittest Du noch?" fragte er rauh und sprang auf.

„Daß Du meine Tiere schonest. Sieh, jeder ihrer Schmerzen ist mein Weh."

Da erkannte der Mann, daß es jene war, der er folgte. Und als er sie so flehend vor sich stehen sah und ihr Auge anschaute, das von vielen Schmerzen brannte, durchströmte ihn das Mitleid von Herz zu Sinn und von Sinn zu Herz. Er nickte und sagte der Fremden, er wolle sehen, wie er ihr helfen könne.

Aber als sie von dannen gehen wollte, fürchtete er, er würde sie nicht wiedersehen. Er hätte auch gern für seine Einsamkeit bitten mögen, warum hütete sie die Tiere allein? Der Jäger sprang ihr deshalb nach und kreuzte blitzschnell seine Arme um die Magd, um sie aufzufangen. Im Augenblick aber, wo er die Fremde gefangen hielt, verfiel Frau Holles Verwünschung, wuchs die Hütte über ihnen, eine weite Wiese öffnete sich nach allen Winden. Die Dornbüsche wichen zurück, ein fruchtbarer, umbrochener Garten lag vor der Schwelle, auf der sie standen. Und in der ersten Helle versank der ferne Fruhollenzug, und eine weiße Frau schritt fern vorbei und segnete die beiden in ihrer Tür mit Liebe zueinander.

DIE TOTE KÖNIGIN KEHRT HEIM

Da ist einmal ein reicher König gewesen, der hatte viel Gut und Volk und alles, was sein Herz begehrte. Sein größtes Glück aber war seine schöne, junge Frau, die so gut und milde war, daß alle Leute im Land sie liebten. Aber bald, nachdem sie eines Knäbleins genesen war und der Mann meinte, daß das Glück ihm nun alles zu bringen bereit sei, kam der Tod ins Haus und hieß sein junges Weib folgen.

Eine ganze Weile dauerte es, bis der König es verwunden hatte; aber nach einem Jahre tat es ihm um das mutterlose Kindlein leid und er nahm eine andere Frau. Die war jedoch hochfahrend und hatte soviel Sorgen um sich selbst, daß sie kaum dazu kam, sich des Knäbleins anzunehmen.

Eines Nachts wachte der König auf. Er hörte drüben in der Kammer das Kindlein weinen und weckte sein Weib. Aber die hatte den halben Tag jagen und den andern Tag tanzen müssen. „Ist mein Kind ja nicht," antwortete sie schlafböse, „ist ja seiner Mutter Sorge, daß es nicht weinen braucht!" Dann wollte sie weiter schlummern.

Da sprang die Tür auf, und die tote Mutter trat in die Kammer. „Was willst Du?" rief der König erschrocken und erhob sich vom Lager, um ihr entgegenzugehen. „Was willst Du hier?"

„Meines Kindleins warten", sagte die Fremde sanft und winkte ihm, niemand zu wecken. Dann ging sie zur Wiege, schlug das Brusttuch zurück und tränkte das Knäblein. Und der König seufzte vor Freude und Furcht, auch die junge Königin war wach, starrte außer sich auf das Wunder und begann zu weinen.

Als die Mutter das Knäblein gestillt hatte, tat sie lautlos ihr Brusttuch wieder vor und schritt zur Tür zurück. Ihr Auge ruhte ohne Glanz auf dem Gesicht der jungen Königin.

„Tu ihr nichts," bat der König furchtsam, „siehst Du nicht, daß sie weint, sie wird besser werden."

Die Mutter schüttelte den Kopf. Da befing den König ihre Schönheit noch einmal. „Gib mir etwas, daß ich morgen von Dir weiß", flehte er sie an.

Die Tote war stehen geblieben, sie knüpfte ihr Haar auf und gab ihm davon. „Meines Kindleins Gut, daß es nicht zu hungern braucht." Und es schien dem Mann eitel Gold, was er in den Händen hielt.

Als sie das sah, überwand die junge Königin ihre Furcht, sie hielt der anderen bebend ihre beiden Arme hin. „Gib auch mir etwas, daß ich Dein gedenken muß".

Was geschah da? Die tote Königin ließ sich am Lager der Bittenden nieder. Und sie sah sie lange an und seufzte. Dann tat sie ihr Tuch auf und nahm ihr eigenes Herz heraus. Und sie schlug die andere gegen die Brust, da war, was sie in der Hand trug, in jener versunken. „Daß Du mein Mutterherz tragen sollst,

das schenk ich Dir, daß Du des Kindleins warten mußt, das will ich von Dir!“ Und sie lachte leise und schritt aus der Tür.

Es ist auch so gekommen, daß das Kindlein nie wieder hat weinen und daß die Tote nicht hat wiederkommen brauchen. Die Leute erzählen sich, daß die junge Königin die allerbeste Mutter geworden ist, aber auch, daß sie seit der Zeit alles Leid und alle Lust hat doppelt tragen müssen, weil ja ein zwiefaches Herz in ihr schlug.

DIE ERWECKUNG DER SCHÖNEN DÖRTE

Es war einmal ein wunderschönes Mädchen, das hatte ein Schloß, viel Erbe und auch drei Liebste. Ja, das war gewiß nicht schön, aber ich bleibe dabei, sie hatte drei Liebste und einen Pfefferpintscher. Eines Tages sind die drei aber jeder des andern gewahr geworden und haben das unvorsichtige Mädchen so ruchlos bezichtet und bedroht, daß Frau Holle dazwischen gekommen ist. Und Frau Holle hat die schöne Dörte mit Schloß und Pfefferpintscher drei Bogen hinter dem Kuhlenkröger in die Erde verwünscht und sie dem versprochen, der sie in Reue wiederfinden würde. Aber die drei Betrogenen hat sie zu Laubfröschen gemacht, weil solche Narren kein besseres Los verdienen.

Das Gerücht von der schönen, verzauberten Dörte hat dann auch allerhand Volk herbeigelockt; es ist jedoch niemand gelungen, ihr nahezukommen. Der Kuhlenkröger war natürlich einer der ersten, der sich versuchte. Aber es ist wie mit Hexerei zugegangen. Er hat sich beim Wühlen aufs ärgste verirrt, und so viel er vorher auch vor allen Gästen geprahlt hatte und sich mit Grabklauen und Spaten auf den Weg gemacht hatte, er ist mit Mühe und Atemnot hundert Klafter abseits aus einer alten Sandkuhle wieder herausgekommen, und die Bauernjungen haben mit Steinen nach ihm geworfen. Da hat er sich wieder hinter seine Tonbank gestellt und sein Zeug verzapft und den Segen des ehelosen Lebens gepriesen.

Nun waren da aber zu der Zeit drei Flensburger Studenten, die waren Sommers als Puppenspieler von Hamburg bis Hadersleben gezogen und hatten überall gutem und schlechtem Spuk Bescheid getan, wie es so die Art der Fahrenden ist. Als der Herbst ins Land kam, waren sie just in Stormarn und wollten jetzt mit guter Geldkatze zu ihren Büchern und Herzliebsten heim.

Kehrten aber zuvor noch einmal bei ihren unterirdischen Freunden unter den Farren am Haiberg ein, um eins zu trinken. Denn der Jüngste von den dreien, der Rolwes hieß, hatte noch keinen Schatz und konnte sich nicht dreinfinden, daß das Wandern zu Ende war. Und die Zwerge, die selbst gute Schauspieler sind, freuten sich solchen Besuchs immer aufs beste.

Nun kamen mit den Studenten gerade drei unterirdische Kriegsknechte und Saufgesellen zu den Ihren zurück. Sie hießen Huddel, Buddel und Kuddel, ich erzählte schon einmal von ihnen. Sie hatten sich viel in der Welt umgetan und brachten manches Beutestück heim. Weil sie aber mit ihrem Bargeld just zu Ende waren, griff einer in sein Ränzel und bot das erste Beste zum Verkauf feil. Es war ein altes Paar Tag- und Nachtmützen, die wunderbare Eigenschaften besitzen sollten.

Die Zwerge hatten dergleichen ja genug, aber jener Rolwes bot eine Runde dafür. Da wurden sie handelseinig, und der Student setzte sich zum Spaß einmal die Tagmütze auf. Im gleichen Augenblick sah er weit unter der Erde hindurch beim Kuhlenkröger vorbei unter Hügeln und Wurzeln entlang bis zu einem großen Saal, in dem ein schönes Mädchen mit einem Pfefferpintscher am Tisch saß. Ihm wurde unheimlich zu Mut, rasch zog er die Mütze ab, da saß er wieder bei den Freunden. Nun wollte er's einmal mit der Nachtmütze versuchen, aber der alte Sötje, so heißt der Wirt in Haiberg, winkte ihm ab. Er könne das Schnarchen nicht vertragen, sagte er. Da wußte Rolwes ja, was mit der Mütze los war und steckte sie lachend in die andere Tasche.

Na, wie sie nun genug getrunken hatten und die Unterirdischen sich von den Studenten mit Untergriff und Übergriff feierlich verabschiedet hatten, nahmen die Drei Puppenkasten und Klampfe unter den Arm und wollten vor der Nacht noch Quartier suchen. Denn die Zwerge müssen für einen Flensburger Studenten erst vier Betten aneinander stellen, und dann gibt's auch noch allerhand Ungemach.

Nun kamen die Drei aber gerade gegenüber vom Haiberg beim Kuhlenkröger aus der Tiefe auf. Und weil sie noch in bester Sfimmung waren und in ihrem Übermut sangen, tat der dicke Alte sein Tor auf und warf wie zufällig zwei alte Pantoffeln in ihren Weg — ihr wißt, das sind die Durstschuhe, mit denen er seine Gäste fängt. Wie die Studenten die Dinger nun bedächtig besahen und nur im Scherz eben einmal hineinschlüpfen wollten, hui, da wünschten sie sich den ganzen Haiberg schon zu einem dicken Bierfaß um. Mußten auch gleich mit Puppenspiel und Klampfen zum Kuhlenkröger hinunter, und auch der Dritte mußte hinterdrein, obwohl er keinen Schuh abbekommen hatte.

Für den Kuhlenkröger war das ja gerade der richtige Fang. Es war noch keine rechte Stimmung bei ihm. Da saßen drei dürre Lattensänger und priesterten, da hockten der verwunschene Sandkerl und der Milchpantscher und kibitzten den Füchsen und Dächsen in den Doppelkopf, endlich ein wenig abseits noch drei langweilige Hasen, — das sind die Briefboten der Unterirdischen, die die Post sortierten.

Im Augenblick aber, wo die Studenten hereinkamen, fing's ja an, hoch herzugehen. Gleich mußten sie mit der Klampfe heraus, — und dann mit dem Puppenspiel! — Da machten die Hasen Männchen, die Dachse grinsten, der dicke Sandkerl klatschte sich auf den Bauch vor Lachen, und selbst Bellhorn klopfte an und guckte durch die Türspalte.

Der Jüngste von den drei Schauspielern hatte aber nicht sehr viel Lust am Werk. Ich sagte schon, daß er traurig war und nur immer daran denken mußte, daß die anderen beiden nun bald zu ihren Liebsten heimkehrten und daß er allein nicht die Rechte fand. Ach, er langweilte sich eigentlich ein wenig und wäre am liebsten weitergegangen.

Wie die Studenten nun eine schöne Stunde vor den Tieren und bösen Knechten gespielt haben und Atem holen, fängt der Fuchs an, den Kuhlenkröger zu ärgern, warum er keine Jungfer zum Tanzen hier hätte und ob er die im Sand nicht endlich erlösen wollte. Die Studenten spitzen ja die Ohren, hören die Geschichte an und denken sich gleich ein feines Puppenstück dazu aus. Aber der Dritte kommt nicht mit. Er ist so schläfrig und verdirbt den andern die Laune mit seiner Langenweile. Es tut ihm leid, und wie er in der Tasche gerade die Tagmütze fühlt, denkt er, sie wird ihn wieder fröhlich machen und setzt sie auf.

In dem Augenblick sieht er ja wieder durch allen Sand hindurch, ich weiß nicht wie weit. Und er sieht, daß eine Höhle gar nicht fern vom Krug mit kleinen Lichtern unter den Hügeln entlang führt. Da wird er ja sehr wach, unser Rolwes strengt sich an, blickt den Weg weiter und sieht durch viele Kammern hindurch wieder das einsame Mädchen. Nun weiß er, was er all die Stunden im Kopf gehabt hat und wird sehr vergnügt. Wie er die Schlafende aber lange anschaut, richtet sie sich auf ihrem Lager auf und sieht durch alle Berge und Wände hindurch grade nach ihm hin, hebt die Hände und hat einen so traurigen Blick, daß der Bursch sich fast nicht halten kann, gleich möchte er zu ihr hinüber und fragen, warum sie so betrübt ist.

„Wohin er in Henkers Namen zu glupen hätte", fragte der Kuhlengräber auf einmal barsch. Er sieht dem Burschen wohl etwas Verdächtiges an und ist ja immer noch eifersüchtig, daß ein anderer ihm bei der schönen Dörte zuvorkommt.

Nichts hätte er, sagt der Student; aber der Alte schielt ihn böse an, und alle argen Gäste lauern und hoffen, daß ein Streit kommt und daß sie ohne Bezahlung vondannen kommen können.

Was er denn da für eine verrückte Mütze aufgesetzt hätte, fragt der Alte wieder giftig, gewiß sei er ein Aushorcher oder ein Spitzel oder noch was Schlimmeres. Der Kuhlenkröger will ja die Bullergäste auf seiner Seite haben.

Na, von der Mütze hätte er noch eine, sagt der Student und zieht die Nachtmütze heraus, der Kuhlenkröger könnte sie gern ausproben, wenn er wollte.

Gleich hat der alte Gierhals die Schlafmütze dem Studenten aus der Hand gerissen und über die Ohren gezogen, alle Gäste lachen und rühmen, wie schön sie ihm stände.

„Gefällt sie Dir?" fragt auch der Student.

„Ja", antwortet der Kuhlenkröger sanft, und er sagt die Wahrheit. Ihm ist so wunderschön zu Sinn, er ist auch schon mitten im Traumland, oh, er ist ganz klein und zierlich und noch ein unschuldiges Kind. Er hört ja nicht mehr, wie abscheulich er schnarcht, und er sieht nicht, wie häßlich sein Bauch zwischen zwei Tonnen hängt.

Na, auf dergleichen haben die schlechten Gäste, Dächse und Lattenkerle, ja schon lang gelauert und verziehen sich lautlos. Auch die kleinen Hasen verstecken die Nasen zutiefst in die Post, sie haben Angst, mit den Füchsen allein zu sein. Der junge Student aber sieht die Höhle immer noch wie zum Greifen vor sich. Und er will sich davonmachen.

„Wo gehst Du hin", fragt der Kröger halb im Schlaf.

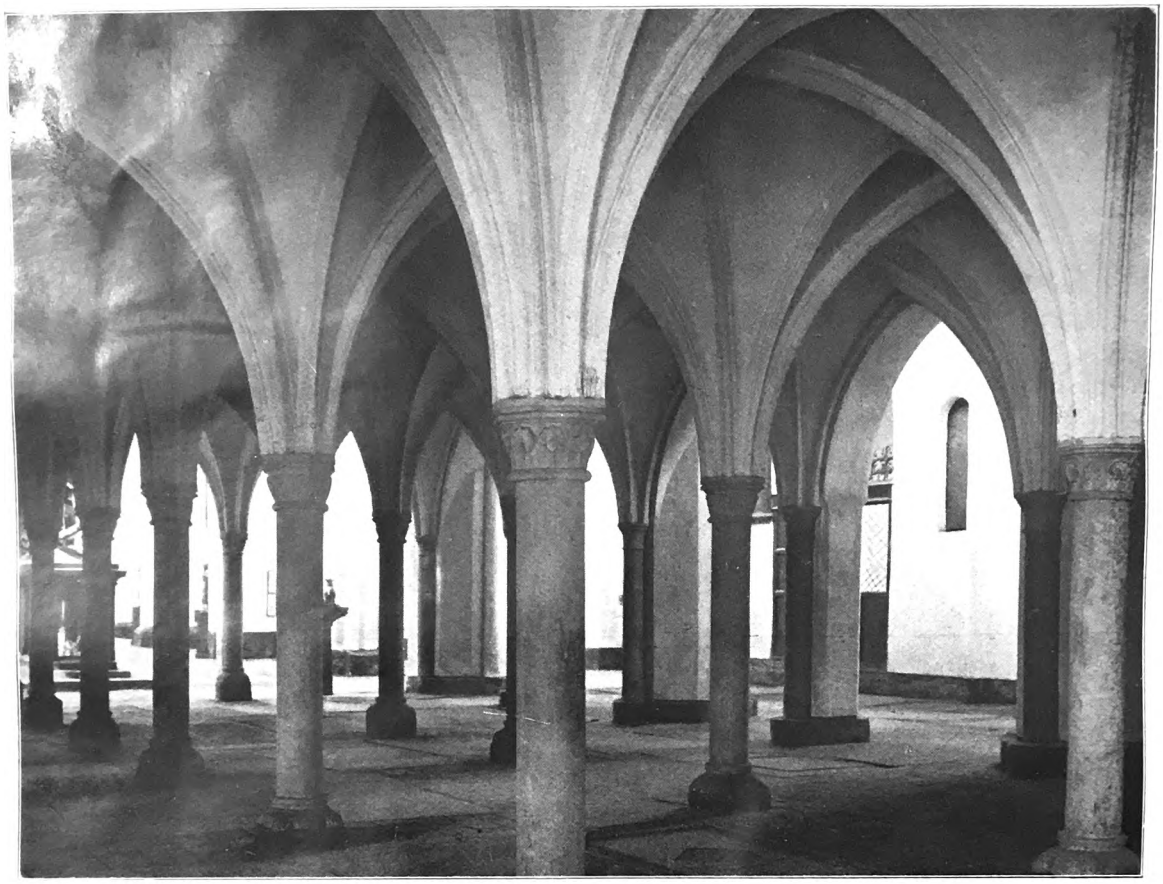
„Nach dem Land Hule—hule."

„Was gibt es da zu trinken?" fragt der Kuhlenkröger.

„Will eben schauen und verdauen", sagt der Student und macht sich auf. Und er tappt sich durch Keller und Küche des Krögers und findet eine alte rostige Tür und einen Gang dahinter. Und wie er da unter die Erde kriecht, springt ein Licht nach dem andern vor ihm auf, immer heller, bis es fast Morgen wird und in einer großen Höhle ein Schloß vor ihm liegt. Da tut sich auch schon ein großes Tor vor ihm auf, der Pfefferpintscher springt ihn an, das verzauberte Fräulein läßt die Augen sinken und ist dunkelrot vor Freude, daß solch Bursch statt des Nachbarn Kuhlenkröger zu ihr kommt. Und wie der Student kaum ihre Hand berührt, öffnet sich der ganze Berg, und Hof und Tor und Garten steigen wie ein Sturmwind nach oben.

Brauch ich nun noch zu erzählen, wie vergnügt die Hochzeit von den beiden gewesen ist und was für ein Gesicht der Kuhlenkröger dazu gemacht hat? Ich glaube, es ist nicht nötig. Etwas anderes fällt mir ein. Wenn ich im Haselbusch Quaak, Quaak reden höre, weiß ich, daß da irgendwo drei alte Gecken grün vor Neid herumhopsen und warten, daß drei Jungfern kommen, um sie zu erlösen. Aber das geht wohl nicht so rasch, den Mädchen fehlt meist der Mut zu dergleichen.

BLICK INS MITTELSCHIFF DER LÜBECKER KATHARINENKIRCHE



BLICK IN DEN UNTEREN CHOR DER LÜBECKER KATHARINENKIRCHE

VOM SINN DER SAMMLUNG IN DER LÜBECKER KATHARINENKIRCHE

VON CARL GEORG HEISE

Seit mehr als hundert Jahren wird die nach St. Marien schönste gotische Kirche Lübecks für Gottesdienste nicht mehr benutzt. Ihr Schicksal während dieser Zeit dient nicht zu Lübecks Ruhm. Ein erschreckender Tiefstand war erreicht, als die Kirche vor noch nicht allzu langer Zeit einen Zigarettentempel und eine Likörstube anläßlich einer Gastwirtsausstellung beherbergen mußte. Das aber rief zugleich auch die Kräfte der Abwehr auf den Plan. Die Ausstellung der religiösen Bilder Emil Noldes bei Gelegenheit der „Nordischen Woche", die Vorführung der bedeutenden Serie finnischer Teppiche einige Jahre später ließen erkennen, wie diesem Raum seine Weihe zurückgewonnen werden kann. Gesichert aber war die Kirche vor aller Profanierung erst durch eine neue endgültige Zweckbestimmung; die 700-Jahr-Feier der lübeckischen Reichsfreiheit im Sommer 1926 hat sie gebracht. Zunächst war es wieder nur eine vorübergehende Ausstellung, die eine neue Sinngebung durch Zusammenstimmung von Inhalt und Raumform aufleuchten ließ. Die Sammlung „Lübeckischer Kunst außerhalb Lübecks", die Vorführung also einiger bester Stücke lübeckischer Schnitzarbeit der Blütezeit, die von hier nach auswärts geliefert wurden, machte zum erstenmal anschaulich, was bisher nur Buchwissen hatte bleiben können: die völlig unvergleichbare Fernwirkung künstlerischer Werkstätten einer einzigen Stadt auf eine weit ausgedehnte Ländergruppe. Lübeck war, das gab die Ausstellung deutlich zu erkennen, im 15. Jahrhundert nicht nur politisch und wirtschaftlich, sondern in einem noch viel ausschließlicheren Sinne auch künstlerisch die Vormacht des Ostseegebietes. Der Wunsch zur Erhaltung dieser bisher besten Lösung einer Neubelebung der Kirche entsprang

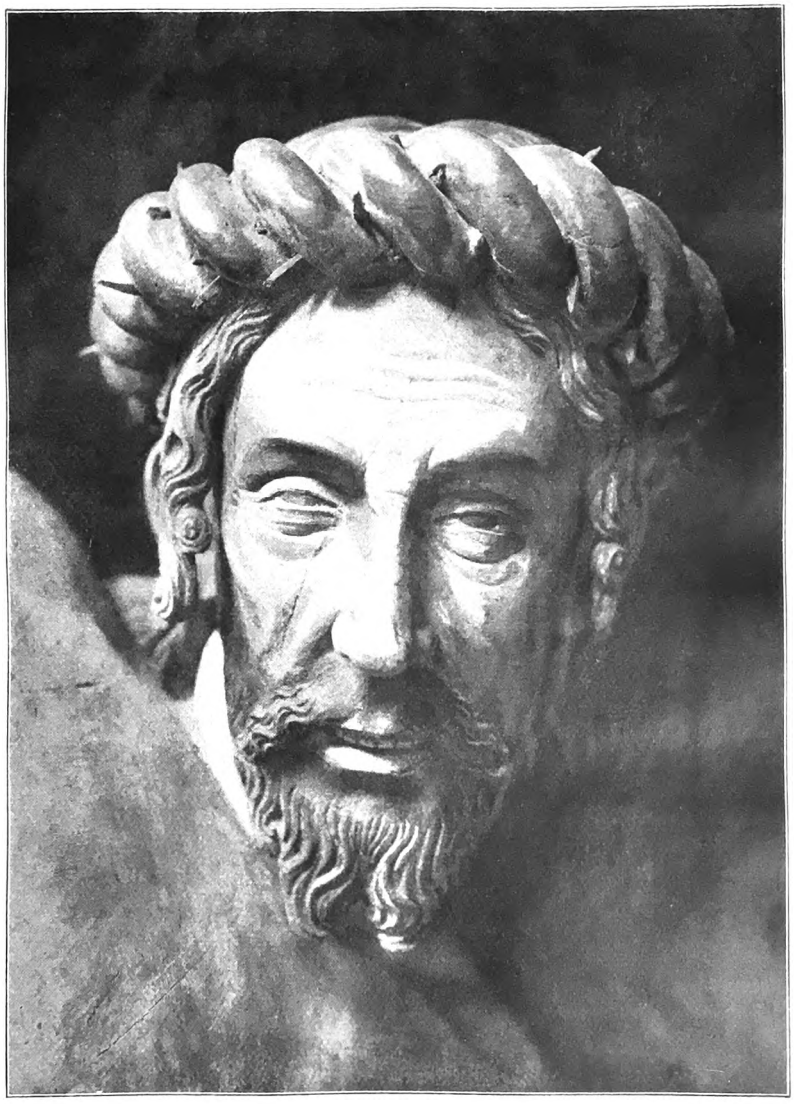
LÜBECKISCHER MEISTER UM 1500.
MADONNA. VADSTENA, KLOSTERKIRCHE.
(NACH DEM GIPSABGUSS IN DER LÜBECKER KATHARINENKIRCHE.)

nicht dem Organisationseifer einzelner Kunstfreunde, sondern mit fühlbarer, erfrischender Einmütigkeit dem ganz großen Kreis aller derer, die für Lübecks kulturelle Möglichkeiten sich einen offenen Sinn bewahrt haben.

Die Durchführung war nicht ganz einfach, und noch ist sie nicht vollendet. Von vornherein stand fest, daß natürlich die Originale selbst — z. T. stolzester Besitz der auswärtigen Kirchen und Klöster — nicht würden zu gewinnen sein. Sie zeugen am besten am entfernten Ort ihrer Bestimmung für Lübecks weitreichenden Einfluß. Man mußte sich mit originaltreuen Nachbildungen begnügen. Ein „Gipsmuseum" — der Name schreckte. Die über alles Lob erhabene Nachbildung der St.-Jürgen-Gruppe des Bernt Notke aus Stockholm, die von den hansischen Schwesterstädten Hamburg und Bremen schon zur 700-Jahr-Feier geschenkt worden war, erweckte indessen die zuversichtliche Hoffnung, daß jenes Vorurteil gegen alle Nachbildungsversuche, das vor allem die öden Antiken-Säle erweckt hatten, durch den Augenschein seine Haltlosigkeit erweisen würde. Bei Aufstellung des Programms wurde sorgsam darauf Bedacht genommen, nicht durch den Drang zur Vollständigkeit den künstlerischen Eindruck des Ganzen zu stören. Nur Hauptstücke sollten gewonnen werden, und bei der Auswahl zwischen verwandten Stücken entschied die Rücksicht auf den Raum. So sollen nur etwa 30—40 Nachbildungen beschafft werden, darunter aber Meisterwerke allererster Ordnung, die nicht nur der lübeckischen, sondern der deutschen Kunstgeschichte angehören und die z. T. im Rahmen der Katharinenkirche wirksamer aufgestellt werden können, als die Originale in ihrer entlegenen Verbannung.

Was die Durchführung dieses Planes für Lübeck bedeutet, das leuchtet ohne weiteres ein. Mit dem St.-Annen-Museum, dem Schabbelhaus und dem Behn-Haus hat Lübeck schon drei Pflegstätten seiner Kunst und Kulturgeschichte. Die vierte aber ergibt keine überflüssige Häufung, sie tritt ergänzend und verbindend hinzu. Durch sie erst ist für die große Blütezeit Lübecks aus den Werken selbst die künstlerische Bedeutung der Stadt lückenlos abzulesen. Die Figuren aus Vadstena, Roskilde und Lund machen die in Lübeck erhaltenen Arbeiten der gleichen Steinbildhauerwerkstatt vom Anfang des 15. Jahrhunderts ganz anders lebendig, ermöglichen uns erst das Vordringen zum Erfassen einzelner Künstlerpersönlichkeiten. Und was wären uns die leider nur spärlichen Reste der Notke-Werkstatt in Lübeck ohne die Möglichkeit einer unmittelbaren Anschauung des großen eigenhändigen Hauptwerks, des im Auftrage des schwedischen Reichsverwesers Sten Sture in Lübeck bestellten Nationaldenkmals für den Sieg über die Dänen, der monumentalen St.-Jürgen-Gruppe? Von Claus Berg endlich, dem Letzten aus der großen Reihe lübeckischer Holzbildner, fehlt in Lübeck selbst jedes Original. Erst die Nachbildungen schließen die Kette der Entwicklung. Ein wichtiger, aus der gegenwärtigen Situation des Lübecker Lebens gewonnener Gesichtspunkt kommt hinzu. Wir dürfen uns darüber nicht täuschen, daß die Stadt die wirtschaftliche Höhe der Hansezeit nicht wird zurückgewinnen können. Sie würde Provinzstadt wie viele andere, hätte sie nicht die große kulturelle Mission durch ihre natürliche Lage noch heute: die Verbindung der nordischen Länder mit Deutschland zu pflegen. Auch andere Städte bemühen sich um die gleiche Aufgabe, und es kann gewiß nicht genug daran gearbeitet werden. Es bleibt indessen der große Aktivposten Lübecks, daß es schon vor Jahrhunderten zur Durchsetzung des Nordens mit deutschem Geist wesentlich beigetragen und umgekehrt in seinen Mauern Verständnis für nordische Eigenart gepflegt hat. Will Lübeck diese Stellung wahren, so muß es sein ganzes kulturelles Leben der Gegenwart um diesen Punkt kreisen lassen: abstoßen, was andere Städte gleich gut oder besser bewirken können, stützen und in viel stärkerem Maße als bisher fördern, was nur Lübeck allein überhaupt wirksam zu leisten in der Lage ist Das neue Museum in der Katharinenkirche will ein Beispiel geben.

Der Sinn dieser Sammlung aber weist über den Einzelfall noch hinaus. Ein großes Problem meldet sich. Es soll hier nur angedeutet werden. Die Frage wird akut, ob und inwieweit nicht nur für Lehrzwecke, sondern für die künstlerische Anschauung schlechthin die Reproduktion das Original zu ersetzen vermag. Alle Kräfte des Gefühls in uns setzen sich zur Wehr beim Gedanken an eine Mechanisierung auch der künstlerischen Eindrücke. Die Einmaligkeit jedes großen Kunstwerks, bei dessen Anblick man sich dem schöpferischen Vorgang nahe fühlen möchte, die Echtheit des Materials, die Sicherung vor der langsam sich abschwächenden Wirkung des Kunstwerks durch die Möglichkeit profanierend häufiger Begegnung, alles das sind Forderungen, die uns als unverletzlich gelten. Aber aufrührerische Gedanken rütteln den Heiligsten. Die technische Vollendung der Reproduktionsmethoden macht rasende Fortschritte, und es gibt einzelne Verfahren — ich spreche nur von den allergelungensten, von der Vervielfältigung einfacher Handzeichnungen oder der rein mechanischen Abformung plastischer Werke, ausdrücklich nicht von farbiger Gemälde-Reproduktion! —, die so vollkommen getreu sind, daß sie selbst den Fachmann zu täuschen vermögen, daß, wie Wilhelm Pinder es sehr radikal ausgedrückt hat, „der glückliche Besitzer einer solchen Wiedergabe eigentlich nur durch ein Vorurteil von dem Gefühl ausgeschlossen ist, das Original selbst zu besitzen". Sollen wir uns nun diesen neuen Möglichkeiten ernstlich auf die Dauer verschließen? Bringen sie nur Gefahren? Sicher ist, daß keine Reproduktion, auch die täuschende nicht, einen „Ersatz" geben kann für das Original. Ehrfurcht, um nur eines zu nennen, kann kein Gips erwecken und kein Faksimile-Druck. Und wir haben allen Grund, „die wehenden Lüfte des Herzens" nicht aus ihrem eigensten Bereich zu vertreiben. Aber neben den Gefahren stehen unverkennbare Vorteile: eine Wegwendung von der ästhetischen



LÜBECKER MEISTER VOM ANFANG DES 15. JAHRHUNDERTS.
KOPF DES KRUZIFIXUS IN DER KLOSTERKIRCHE ZU VADSTENA.
(NACH DEM GIPSABGUSS IN DER LÜBECKER KATHARINENKIRCHE.)

CLAUS BERG. KOPF EINES APOSTELS AUS DEM DOM ZU GÜSTROW.
(NACH DEM GIPSABGUSS IN DER LÜBECKER KATHARINENKIRCHE.)

Nuance, die immer nur einem kleinen Kreis erfühlbar sein wird — und wäre wirklich etwa nur für diese Erlesenen die Kunst des hohen Mittelalters geschaffen worden? —, eine Hinwendung dagegen zur besseren Erschließung großer geistesgeschichtlicher Zusammenhänge durch eindringlichen Vergleich, eine Heraushebung und Zusammenordnung des künstlerisch Wesentlichen aus der allzu großen Erbmasse der Vergangenheit, wie sie durch die zerstreut verwurzelten Originale unmöglich ist, eine bequemere Darbietung zu Lehrzwecken, die das verschnellerte Tempo unseres Lebens zur Pflicht macht. Man könnte noch viele weitere Gründe anführen, um uns für die Vorteile technisch vollendeter Wiedergaben empfänglicher zu machen. Es ist hier nicht der Ort dazu. Es sollte nur daran erinnert werden, daß Fortentwicklung durch Preisgabe ererbter Werte zu den ewigen Lebensgesetzen gehört. „Unser Weg baut sich aus Verlusten, die heimlich zu Gewinnen werden" (Buber). So wird die Sammlung in der Katharinenkirche auch für diesen großen Entwicklungsweg der Kunstpflege eine Etappe sein. Nicht Vorbild zu unbedingter Nachahmung, aber Beispiel für fruchtbare neue Möglichkeiten.

DER HASELSTRAUCH / VON WALTER LEHMANN

Jedermann kennt die lose schwingenden, goldenen „Kätzchen", die im Februar als erste Frühlingsverkündiger in den Knicks hängen. Sie senden, wenn der Wind sie leise anrührt, ganze Wolken feinen Blütenstaubes aus. Nicht alle denken darüber nach, wie aus diesen schwingenden langen Raupen die kleinen rundlichen festen Nüsse entstehen, die wir in Septembertagen sammeln. Wer aber dem nachgeht, stößt auf einen Faktor in diesem erstaunlichen Wandlungsprozeß, der auf keinen Fall fehlen darf, den aber die meisten übersehen. Nämlich außer den in die Augen fallenden Kätzchen trägt der Haselstrauch kleine, erst dem aufmerksamer Betrachtenden sichtbare, mit purpurroten Härchen zierlich gekrönte Knospen. Sie sind es, die den wogenden Blütenstaub auffangen und die Stätte abgeben, auf der sich die Fruchtbildung abspielt.

Durch die Kreise derer, die der Frömmigkeit einen Platz einräumen im Leben, geht ein Streit. Sie streiten sich ja immer gern, die Frommen, und das macht manchmal traurig. Aber es kann wohl nicht anders sein, denn sowie das Geheimnisvolle ans Licht des Verstehens gerückt wird, erheben sich verschiedene Meinungen. Das ist nun einmal das Wesen des Intellekts, daß er sich als kritischer Beurteiler des Lebens aufspielt, wozu in Wirklichkeit niemand ihn bevollmächtigt denn nur er selbst. Auch der heute brennende Streit unter den Frommen ist eigentlich uralt, aber er flackert heute wieder einmal heller auf. Es handelt sich, kurz gesagt, um das Objektive und das Subjektive, ob dieses oder jenes im Vordergrund zu stehen habe. Ob die goldenen Haselkätzchen — man nennt sie die männlichen Blüten — oder die kleinen roten Knöspchen — es sind die weiblichen Blüten — das wichtigere Element sind. Man wird sofort überlegen lächelnd sagen: Ein müßiger Streit. Eins ist so wichtig und nötig wie das andere, wenn eine Haselnuß entstehen soll. Freilich, das wird wohl letzlich das Resultat und Ende des Streits sein, trotzdem aber führt die Einstellung nach dieser oder jener Seite hin zu ungemein weitgehenden und bedeutungsvollen Konsequenzen. Eigentlich geht dieser Streit um den Vorrang des Objektiven oder Subjektiven durch die ganze Geschichte der Frömmigkeit, und schließlich nimmt jeder bewußt oder unbewußt Stellung in diesem Streit. Es gibt in der Tat eine männliche und eine weibliche Weise des frommen Lebens. Irgendwo im Himmlischen wird beides selbstverständlich eins, aber solange wir im menschlichen Leibe wandeln, werden wir uns nicht einbilden dürfen, die Synthese vertreten zu können, sondern müssen uns bescheiden, nach der einen oder der andern Seite zu neigen. Die folgende Betrachtung soll den Leser veranlassen, sich zu besinnen, ob er mehr der männlichen oder der weiblichen Frömmigkeitsweise zugehört. Es sind nämlich letzlich Wesensunterschiede, die zu bestimmen wir selbst keine Macht haben. Seltsam ist die Beobachtung, daß das weibliche Wesen häufig die männliche Religion vorzieht, der Mann die weibliche Einstellung. Indessen gibt es da keine Gesetze, sondern alles ruht im Geheimnis des Individuums.

Voraussetzung für alle Religion ist die Polarität des Daseins, die Überzeugung von der Doppeltheit der Welt, des Vorhandenseins „dieser" und „der andern" Welt, des Subjektiven und Objektiven, Gottes und der Seele. Das gewaltigste Natursymbol für diese ungeheure Polarität ist die Doppelgeschlechtlichkeit der Lebewesen. Es setzt sich alles Leben, und vollends das religiöse als höchst gesteigertes Leben zusammen aus Passiv und Aktiv, aus Empfangen und Geben, aus Erleiden und Schaffen, aus Zeugung und Geburt. Je nachdem wir nun im religiösen Leben den Blickpunkt in der Seele, der Empfängnisstätte, oder in Gott, dem Schöpfer und Erzeuger nehmen, entstehen die seltsamsten und einander widersprechendsten Religionsauffassungen.

In der Geschichte gehen beide Auffassungen wie Wogen auf und ab. Zeitalter hindurch herrscht die eine, herrscht die andere Auffassung, wobei immer neben der Hauptströmung Rinnsale hergehen, die auch die andere zeitweise unterlegene Auffassung weiterleiten, bis ihre Stunde gekommen ist. Heute ist offenbar wieder einmal eine Wende im Begriff.

Es herrschte — etwa seit Schleiermacher — die Erlebnisreligion. Das ist, wie nicht jedem, namentlich nicht ihren heutigen Gegnern, klar ist, die weibliche Frömmigkeitsweise. Erleben ist immer passiv. Erleben = erleiden. (Meister Eckehart spricht immer vom Gottleiden, wo wir Gotterleben sagen würden.) Ein Gedicht, eine Landschaft, eine Musik erleben heißt: sie erleiden, empfangen, in sich aufnehmen (accipere, concipere, conceptio). Man lese Dilthey: Das Erlebnis und die Dichtung. Empfängnis durch Befruchtung. Hier ruht der Ton auf dem Empfangen. Die Wichtigkeit der Empfängnisstätte, des Schoßes, der Seele erhellt. Natürlich wird dabei das Objektive nicht ausgeschaltet, ohne das Objektive ist ja eine Empfängnis, ein Erleiden, ein Erleben nicht möglich. Aber doch steht das individuelle Erleben, die Seele, das Persönliche, das Subjektive, dabei im Vordergrund. Den stärksten Ausdruck dafür bildet die Mystik, deren bei aller Verschiedenheit

der Formen gleicher Wesensinhalt das Empfangen der Gottheit ist. Wie stark dabei die Empfängnisstätte, die Seele, an Bedeutung gewinnt, kann der Vers des Angelus Silesius kennzeichnen:

„Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben,
werd' ich zunicht, er muß vor Not den Geist aufgeben."

Diese Art der Frömmigkeit wird heute, wie im Lauf der Geschichte ständig ein Auf- und Abwogen der beiden Auffassungen zu beobachten ist, bekämpft von der andern, die wir die männliche genannt haben. Gerade infolge der starken Betonung des Erlebens mit seinem Pansubjektivismus ist die Sehnsucht aufgestanden nach dem Objektiven. Man hat offenbar den Eindruck, daß die Seele, die die Erlebnisfrömmigkeit in den Vordergrund stellt, etwas zu Variables sei, den transzendenten Inhalt des Empfangens zu sehr modifiziere nach der eigenen Weite, Wanddichte, Empfänglichkeit usw. So wird die Blickrichtung transzendental: los vom Individuellen, los vom Erlebnis, von der Innerlichkeit, hin zur reinen Sachlichkeit, zu dem von außen Gegebenen, zur äußeren Autorität.

Man muß sich klar werden, daß es sich um etwas ganz Wichtiges handelt. Stehen wir am Ende eines Zeitalters? Oder ist es nur immer der alte Kampf gegen die Verselbständigung des Menschen? Mystik, Pietismus, Herrnhutertum, Schleiermacher gegen scholastische Wertung des Dogmas; Luthers große Entdeckung: nicht mehr die Masse, die den dargebotenen Glaubensinhalt anzunehmen hat, sondern die eigenverantwortliche Seele, das Recht des einzelnen, die Pflicht des einzelnen; die Pietisten, Spener, Zinzendorf, Terteegen (Gnadenerlebnis!), ja auch schon Franz v. Assisi, schon Augustin (Bekenntnisse, nicht civitas Dei), sodann wieder Lessing, Herder, Rousseau, der ganze deutsche Idealismus (gerade er wird heute als schrecklichste religiöse Gefahr bekämpft), Fichte, Schelling: das Gewichtlegen auf persönliches Leben, auf Verantwortung und Lebensintensität, die Seele zu ihrem Rechte kommen zu lassen; Romantik, die die Totalität des Lebens als religiöses Erlebnis entdeckt, Schleiermacher, Herder, Wackenroder, Novalis, Eichendorff: das Ursprüngliche im Menschen wird gefunden, das Kindlich-Geniale, das Urschöpferisch-Göttliche; der Irrationalismus, der im Gegensatz zum Rationalismus die Welt als geheimnisvoll undeutbares Erlebnis nimmt, die Neuromantik und Neumystik, die die „Innerlichkeit", d. h. die Empfängnisstätte wieder ins Licht rücken, auch die historische Auffassung, die jeder Geschichte, jeder Persönlichkeit ihr Eigenrecht wahrt (Tröltsch), die Religionsgeschichte als Religionsvergleichung (Otto, Heiler) — man könnte, dies alles bedenkend, wirklich fragen: stehen wir mit der am Menschen verzweifelnden Sehnsucht nach dem Objektiven am Ende des Humanismus, der den homo, die Seele des Menschen, zum Ausgangspunkt aller Weltdeutung und Lebenserfassung nimmt?

In der heutigen Theologie ist es die Gruppe der sogenannten Dialektiker, die Brüder Barth und ihre Schweizer Genossen Thurneysen, Brunner (alle sind bezeichnenderweise Kalvinisten, keine Lutheraner!), dazu hat sich, von der Mystik überlaufend, Gogarten gesellt, die sich berufend auf Franz Overbeck, auf die Blumhardts, auf Sören Kierkegaard (zu Unrecht!) auf Dostojewski (auch zu Unrecht?), schließlich auf ihren Ahnherrn Calvin, die Totengräber der Erlebnisfrömmigkeit sein wollen.

Unsere Betrachtung soll nur hinweisen auf die ungeheuren Konsequenzen der Einstellung. Ist Gott, die andere Welt, das Objektive, der Ausgangspunkt oder die Seele, die innere Welt, das Erlebnis? Männliche oder weibliche Frömmigkeit, welches ist die uns Menschen zustehende Fassung und Deutung der Welt? Es handelt sich um eine ganz wichtige Entscheidung! Den einzelnen zur Stellungnahme zu nötigen und namentlich auch dazu, die Konsequenzen zu bedenken (dieweil wir Menschen nämlich viele Kompromisse machen, die durchaus unberechtigt sind), dazu soll die folgende Übersicht dienen. Sie läßt sich gewiß noch erweitern, vielleicht auch im einzelnen bestreiten (je nach der „Auffassung", es spräche aber schon diese Tatsache zugunsten des „Subjektiven"), so mag sie denn Diskussionsstoff, zum wenigsten aber Material zur Selbstbesinnung geben.

Männliche Auffassung (M.)*).	Weibliche Auffassung (W.)*)
1. Das Objektive. Die von außen an uns herantretende Welt ist das Gegebene, der Ausgangspunkt.	1. Das Subjektive. Die innere Welt, die Seele des einzelnen ist uns zunächst gegeben. Von ihr ist auszugehen.
2. Religion als Schöpfung. Der ganze Inhalt der Religion wird von Gott aus gesehen, der befruchtend, schöpferisch wirkt.	2. Religion als Empfängnis. Alle Frömmigkeit ist Empfangen, die Stätte der Empfängnis ist die menschliche Seele. In ihr wächst und gestaltet sich das Empfangene.
3. Der Himmel. Der Blick ist zum Himmel gerichtet als zu dem für uns wesentlichen Raum.	3. Die Erde. Sie ist die uns gegebene Stätte.

*) Zufällig oder bedeutsam, daß die beiden Buchstaben dasselbe, nur umgekehrte Zeichen haben?

4. **Blickpunkt von oben.** Alles darf nur geschaut und gewertet werden von oben.

5. **Von Gott her.** Die Welt ist nur zu erfassen von Gott her.

6. **Gott.** Gott steht im Mittelpunkt, seine „Herrlichkeit" ist das Ziel.

7. **Theozentrische** Betrachtung ist allein fromm.

8. **Transzendenz.** Gott ist absolut jenseitig und vereinigt sich unter keinen Umständen mit der Welt.

9. **Theismus.** Eine strenge Gegenüberstellung von Gott und Welt ist die Folge.

10. **Jenseits.** Das Ziel ist lediglich die jenseitige Welt, die nichts mit dieser Welt zu tun hat.

11. **Schöpfung.** Es bleibt letzlich bei der Weltschöpfung, wie sie Gen. I geschildert ist, die Welt entwickelt sich niemals zu Gott hin.

12. **Theologie.** Die Frömmigkeit betreibt eine Lehre von Gott.

13. **Glaubensobjektivität.** Alles dreht sich um das Sachliche der andern Welt, das im Glauben hingenommen wird.

14. **Dualismus.** Einem strengen Weltdualismus entspricht auch gefühlsmäßig eine „männliche" Auffassung: eine volle Einswerdung mit Gott gibt es nicht. Der Mann empfindet nie solche Einswerdung wie das Weib.

15. **Abstand von Gott.** Unter allen Umständen ist Gott der „ganz Andere", niemals uns Nahekommende.

16. **Sein.** Das Sein, sowohl Gottes wie der Welt, ist der philosophische und religiöse Hauptfaktor.

17. **Dogmatik, Bekenntnis, Lehre** stehen hochgewertet, weil sie die Realitäten der andern Welt umschließen.

18. **Glaube** ist letztlich und unbestreitbar ein Fürwahrhalten von außen gegebener Glaubensinhalte.

19. **Offenbarung** ist der einzige Schlüssel zur andern Welt, und zwar wird Gottes Offenbarung nur aktivisch verstanden: Gott offenbart.

20. **Einmalige Offenbarung.** Es gibt nur eine — die geschichtliche — Offenbarung, die ihren Niederschlag in der Heiligen Schrift gefunden hat.

4. **Blickpunkt von unten.** Wir müssen uns bescheiden, die Dinge von unten zu sehen, alles andere ist vermessen.

5. **Vom Menschen her.** Die Welt ist nur zu erfassen vom Menschen aus.

6. **Die Seele.** Die Seele steht im Mittelpunkt, ihre „Vergottung" ist das Ziel.

7. **Anthropozentrische** Betrachtung nur ist möglich.

8. **Immanenz.** Gott durchdringt die Welt und vereinigt sich mit ihr, zutiefst in der Seele.

9. **Pantheismus.** Eine Neigung zur Gott-Weltdurchdringung ist nicht zu beseitigen.

10. **Innseits, Diesseits.** Das Jenseits durchdringt das Diesseits, es ist die nach Innen gerichtete Welt. (cf. die Konterverse Jaeger-Barth. Christl. Welt 1926.)

11. **Entwicklung.** Die Welt mit dem Keime Gottes in sich, Gott ständig empfangend, entwickelt sich zu Gott hin.

12. **Anthropologie.** Die Frömmigkeit treibt Erkundung des gotterfüllten Menschen.

13. **Erlebnisfrömmigkeit.** Alles dreht sich um das, was im eigenen Innern von Gott und seiner Welt als wirklich erlebt wird.

14. **Monismus.** Bei aller theoretischen Auseinanderhaltung von Gott und Welt ist doch eine gefühlsmäßig weibliche Einstellung gegeben; die Verschmelzung, die Einheit, das Aufgehen in Gott wird als Höchstes erlebt.

15. **Einswerdung mit Gott.** Das höchste religiöse Erlebnis bringt die Gottvereinigung. Joh. 10 und 17.

16. **Werden.** Alles ist Fluß und Werden, Wandlung, Näherung. Es gibt kein Sein, selbst Gott wird.

17. **Das fromme Erleben** kann in Dogmen und Bekenntnissen nur wandelbare Symbole und Ausdrucksformen inneren Erlebens, niemals aber Bindungen sehen.

18. **Glaube** ist ein vertrauensvolles **Empfangen** Innerlich gegebener Schenkungen.

19. **Erlebnis** ist der einzige Schlüssel zur Welt Gottes, Offenbarung ist nur passivisch zu nehmen: Der Seele wird offenbart.

20. **Fortdauernde Offenbarung.** Gott teilt sich der Seele tausendfach und unausgesetzt mit (Natur, Kunst, Menschengeist, Menschenwille). Die Heilige Schrift Gottes ist nicht zwischen zwei Buchdeckel zu fassen.

DER HASELSTRAUCH.	VON WALTER LEHMANN
21. Supranaturalismus. Gott steht souverän über der Natur, ihre Gesetze werden illusorisch vor seinen Wundern.	21. Idealismus. Die der Welt gegebenen Keime des Göttlichen entfalten sich in Welt und Menschheit, es wirken in der Natur die Gesetze Gottes.
22. Wunderglaube schrankenloser Art ist die Folge.	22. Naturverehrung. Die Natur ist, weil man sie gotterfüllt sieht, so groß, daß eine Durchbrechung ihrer Gesetze sinnlos wird.
23. Gnade ist alles. Es gibt nur eine Ethik der Gnade (s. Konterverse Tröltsch-Gogarten).	23. Gewiß ist Gnade, Geschenk nötig, aber das gnadeempfangende Gewissen ist nicht auszuschalten, das Gewissen gebietet der Ethik.
24. Orthodoxie und Scholastik als Darstellung der von oben gegebenen und anzunehmenden Gottesoffenbarung ist immer wieder der Ausdruck der männlichen Frömmigkeitsauffassung.	24. Mystik als Darstellung inneren Gottempfangens ist immer wieder die Zuflucht der weiblichen Frömmigkeitsauffassung.
25. Dogmatismus als Verehrung geoffenbarter Lehren ist unerläßlich.	25. Pietismus als Wertung persönlicher religiöser Erfahrung wird immer begrüßt und geliebt,
26. Pietismus wird als Schutz und Schauplatz für das religiöse System gewertet.	26. Als Schematismus seelischer Instruktionen dagegen heftig abgewiesen. Dann ist noch eher Neigung zum Rationalismus vorhanden, der dem Eigenleben Spielraum läßt. Dennoch aber herrscht:
27. Intellektualismus. Die klar gegebene Offenbarung zwingt zur nüchternen Darlegung der Dinge. Alles andere ist Denkfaulheit.	27. Irrationalismus. Die Empfängnis bleibt Geheimnis und mit ihr das Leben so gut wie Gott. Der Intellekt lotet nicht bis zur Tiefe des Empfangens.
28. Lehre. Alles konzentriert sich schließlich in einem klaren System der göttlichen Dinge. Lehre meistert das Leben.	28. Leben ist dasjenige, was alle Lehre immer wieder illusorisch macht. Leben ist tiefer als Lehre.
29. Der heilige Geist erzeugt Christus. Infolgedessen betont man die Schöpfung des neuen Menschen.	29. Maria gebiert Christus. Neigung zur Marienverehrung (germanisch). Parallel läuft die Betonung der Gottgeburt im Menschen.
30. Der Geist Gottes, animus (männlich), das befruchtende Organ, baut die Welt auf und schafft das Leben.	30. Die Seele des Menschen, anima (weiblich), das empfangende Organ, hegt das Leben und baut die Welt auf.
31. Sündennatur. Die Natur ist „weltlich", Sünde, Abfall von Gott, sie ist zu überwinden, zu bekämpfen, zu hassen.	31. Gottnatur. Die Natur ist gotterfüllt oder doch Schale für Gott, sie ist nicht zu überwinden, sondern zu erfüllen.
32. Unglaube an den Menschen. Dem Menschen ist an sich nichts Gutes zuzutrauen, an ihn zu glauben ist Wahn.	32. Glaube an den Menschen. Weil er Gottes Samen in sich trägt, glaubt man an den Menschen. Auch Christus glaubte an die Menschen.
33. Das radikale Böse im Menschen bringt es mit sich, daß der Mensch von sich aus nichts erreicht.	33. Das Gottesfünklein der Seele ist die notwendige Tür für Gott, ohne sie könnte auch Gott dem Menschen nicht helfen.
34. Kulturfeindlichkeit ist die notwendige Konsequenz. Alle Kultur als Menschenwerk ist vom Übel und von Rechts wegen zu bekämpfen.	34. Kultur. Nicht Kulturseligkeit, die dem Frommen unmöglich ist, aber ernsthafte Bejahung und Pflege der Kultur als eines Gefäßes für Göttliches ist erforderlich.
35. Bekenntnisschule. Auf dem Gebiet der Jugenderziehung ist lediglich die streng religiöse Schule berechtigt. Alle weltliche Bildung ist vom Übel.	35. Humanistische Erziehungsanstalten. Die Jugenderziehung muß so weit und umfassend wie möglich sein, damit Gottes überall vorhandene Spuren Ehrfurcht schaffen.
36. Askese. In sittlicher Hinsicht ist das Höchste die Ertötung aller Weltbeziehungen.	36. Ethik. Ein sittliches Erfassen und Durchdringen aller Weltbeziehungen ist Verpflichtung.

37. Geltenlassen. Höchstens, daß man die Welt und ihre lebensnotwendigen Dinge gelten läßt. Arbeit ist lediglich ein notwendiges Übel.

38. Weltverneinung. Die Welt ist Widerspiel Gottes und daher in jeder Hinsicht abzulehnen. Sie hat keine Werte.

39. Untergang der Welt. Es bleibt das ersehnte und erwartete Ziel: Diese Welt muß vergehen.

40. Pessimismus. Die Welt treibt unaufhaltsam ins Verderben, alle Bemühungen der Menschen sind vergeblich. Es gibt nur das eine: Rette deine Seele.

41. „Habt nicht lieb die Welt . . .“ Das Wort I. Joh. 2,15, viel weiter gefaßt, als es sein Wortlaut (V. 16!) besagt, ist Motto dieser Frömmigkeit.

42. Die Welt ist ein Jammertal.

43. Das Wort, das objektive, ist ausschlaggebend. Es steht geschrieben, ist letzte Instanz.

44. Inspiration. Die Heilige Schrift ist von Gott eingegeben und in jedem Wort und Buchstaben anzunehmen.

45. Kirche. Als göttliche Institution ist die Kirche der notwendige Weg zum Heil. Konsequent ist nur das katholische Extra ecclesiam nulla salus.

46. Das Reich Gottes ist einerseits in der Kirche sichtbar, anderseits niemals mit dieser Welt vermischbar, es ist rein jenseitig.

47. Die Tradition ist zwar hoch gewertet, konservative Gesinnung zumeist herrschend, doch besteht kein Sinn für Geschichte und Entwicklung. Man denkt ahistorisch.

48. Eschatologie. Weil man das Ende der Welt ersehnt, besteht starkes Interesse für die letzten Dinge.

49. Die Ewigkeit ist rein jenseitiger Art, das auf Erden unerreichbare Ziel. Seligkeit tritt erst nach dem Tode ein.

50. Die Verdammnis trifft alle Gottlosen in Gestalt schwerer Höllenstrafen.

37. Schaffen. Fast seltsam, aber folgerichtig ist es, daß gerade die weibliche Erfassung der Welt — als Empfängnis — den stärksten Impuls zur positiven Arbeit gibt (cf. Fichtes handelnde Mystik).

38. Weltbejahung. Die Welt nicht wie sie ist, aber als der Schoß Gottes und dem gottbefruchteten Menschentum anvertraut, ist voll unauszählbarer Werte.

39. Vergöttlichung der Welt. Genährt und erfüllt von den Befruchtungen Gottes, wächst die Welt als sein Geschöpf ewigen Zielen zu.

40. Optimismus. Nicht ein lächelndes Gutheißen alles Geschehens, wohl aber ein gläubiges und freudiges Vertrauen in den gottbefruchteten Gang der Dinge ist Grundzug.

41. „Habt lieb die Welt . . .“ Das Joh.-Wort wird in frommem Sinne auf Grund des andern Wortes: Also hat Gott die Welt geliebt — umgekehrt (cf. das Buch von Dörries mit diesem Titel).

42. „Freuet euch der schönen Erde.“ Goethe: „Der Gotteserde lichten Saal verdüstern sie zum Jammertal.“

43. Der Geist, der erlebende, vom Wort erfaßte, ist letzte Instanz. Nur das die Seele überwältigende, das erlebte Wort ist maßgebend.

44. Testimonium spiritus sancti. Nur das ist überzeugend und bestimmend für mich, was mir — durch Geisteinwirkung — wesentlich geworden ist.

45. Individualismus. Die Kirche ist nur menschliche Einrichtung, Pflegstätte der Andacht. Je weiter gefaßt, desto wertvoller. Letzlich ist die Seele vor Gott einzeln. Luther ist der Vater des religiösen Individualismus. Das Ziel ist die Mündigwerdung, die Verselbständigung des einzelnen.

46. Das Reich Gottes ist zwar stets unsichtbar („inwendig in euch“), jedoch hier auf Erden erlebbar und wenn auch nicht schaffbar, so doch erstrebbar.

47. Der Tradition steht man durchaus freiheitlich gegenüber, fortschrittliche Gesinnung ist zu beobachten, doch verbindet sich damit ein starker Sinn für Geschichte. Man denkt historisch.

48. Kein Sinn für Eschatologie. Da man das gottgewollte Leben als grenzenlos annimmt, besteht kein Interesse für eschatologische Konstruktionen.

49. „Ewig sein in jedem Augenblick“ (Schleiermacher) ist hohes Geschenk. Die „Seligkeit“ ist nicht an den Tod gebunden, sondern in der Gottempfängnis fühlbar.

50. Das Endlos der Schlechtgesinnten ist unvorstellbar. Der Glaube an ein Göttliches in jedem Menschen läßt eine Läuterung und endliche Rettung aller erhoffen.

51. Prädestination. Die absolute Allmacht und Allwissenheit Gottes regelt den Lauf alles Geschehens derart, daß auch das menschliche Verhalten und Endschicksal vorherbestimmt ist.

52. Der Opfertod Christi ist die conditio sine qua non für die vergebende Gnade Gottes.

53. Genugtuung muß Gott haben, bevor er die Schuld vergibt. Schon um

54. seiner Ehre und der Gerechtigkeit willen. Ehre und Gerechtigkeit bilden den Mittelpunkt der Welt.

55. Der furchtbare Gott. Trotz aller neutestamentlichen Versöhnung und Gnade bleibt Gott der furchtbare, der zu fürchtende.

56. Macht und Herrlichkeit Gottes bilden den letzten Sinn der Welt.

57. Gerichtsbotschaft. Die Verkündigung läuft immer auf Bekehrung, auf Drohung aus. „Bekehrt die Brüder". Die Religion behält einen gesetzlichen Charakter.

58. Intoleranz. Alle Duldsamkeit ist Schwäche. Von Gott her darf es nur Intoleranz geben.

59. Die sanktionierte Lehre allein gilt. Ihr ist Gehorsam zu leisten. Alles Ketzertum ist auszurotten.

60. Eine gewisse Herrschaft, eine Überlegenheit über alles Laientum bleibt der Kirche vorbehalten und muß sein.

61. Der dogmatische, d. h. gekreuzigte und auferstandene Christus ist der Erlöser, sein Werk bleibt aber schließlich doch ein einmaliger Aktus.

62. Paulus ist erst der volle Verkündiger des Christentums.

63. Glaube an Christus versteht man unter Christentum.

64. Johannes der Täufer, der Bußprediger, ist höchstes Paradigma des Predigers.

65. Hiobs Gotterlebnis des ungeheuren Abstands ist maßgebende Empfindung.

66. Luther als der Erneuerer des Paulinismus ist der religiöse Heros. Dennoch aber:

67. ist Calvin mit seiner Betonung der Macht Gottes der stärkste Vertreter dieser Frömmigkeitsweise.

68. Rom mit seinem hierarchischem Kirchenbegriff, seiner systematischen Dogmatik, seiner weltflüchtigen Ethik beleuchtet die Dinge von Gott her.

51. Die Lehre von der Prädestination wird abgelehnt. Die Seele als Empfängnisstätte Gottes schafft sich die unvorsehbare Zukunft. „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne."

52. Der „verlorene Sohn" weist den Weg aus der Schuld ohne Sühnopfer. Der Tod Christi ist die Garantie für das Vertrauen auf die Güte Gottes.

53. Vergebung geht vor sich ohne Forderungen Gottes für sich. Es kommt lediglich an auf die sich vertrauensvoll erschließende Seele.

54. Liebe ist der tiefste Sinn der Welt, die sich über die Welt neigende Vatergüte ist die höchste Verkündigung Christi.

55. Der gütige Gott. Bei aller ethischen Strenge und bei den höchsten sittlichen Anforderungen an den Menschen ist Gott der grenzen- und schrankenlos Liebende.

56. Beglückung der Menschheit, weiterhin aller Wesen, durch die Gotterfüllung ist der Sinn der Welt.

57. Frohbotschaft. Die Verkündigung erstrebt Freude, Beglückung. „Liebet die Brüder". Die Religion muß evangelischen Charakter haben.

58. Toleranz. Alle Unduldsamkeit ist menschliche Beschränktheit. Gottes Wirken ist weiter als menschliches Urteilen.

59. Den Begriff des Ketzertums gibt es nicht. Die sog. Ketzer sind oft die besonders Gotterfüllten.

60. Dienst, Hingabe ist der Sinn der Kirche, jede Herrschsucht hat ihr völlig fernzuliegen. Der Unterschied gegen Laientum ist hinfällig.

61. Der geschichtliche, menschlich-gotterfüllte Jesus ist unser Heiland, wird jedennoch zum ewigen zeit- und raumlosen Christus.

62. Jesus bringt das Christentum. Paulus ist schon Dogmatiker.

63. Glaube des Christus ist Christentum.

64. Jesus, der Freudenbringer, ist das Ideal des Predigers.

65. Die Gotteinheit der Seele, wie sie der johannelsche Christus lehrt, ist höchste fromme Empfindung.

66. Meister Eckehart gilt als der tiefste Versteher der Christusbotschaft.

67. Luther steht uns näher als Calvin, insofern er die Gnade Gottes, nicht die Majestät in den Mittelpunkt rückt.

68. Der Protestantismus mit seiner Verselbständigung des einzelnen Menschen, seiner Überzeugungsdogmatik, seiner weltbejahenden Ethik sieht die Dinge vom Menschen aus.

69. Mohammed mit seiner scharfen Auseinanderhaltung von Gott und Mensch, seinem extrem außerweltlichen Gott gehört mehr hierher.

70. Semitisch ist die ganze Auffassung, die Gott und Welt scharf voneinander trennt.

69. Indien, namentlich der vorbuddhistische Brahmaismus, mit seiner Alleinslehre, seiner Brahma-Atman-Spekulation ist uns verwandt.

70. Germanisch (indogermanisch) ist alles, was Seele und Welt als Empfangsstätte des Göttlichen wertet.

Man könnte die Gegenüberstellung zweifellos in manchen Punkten beanstanden, sicherlich auch noch beträchtlich fortsetzen. Interessant wäre z. B. eine Gruppierung von Namen. Man würde unter W die Pietisten und Humanisten, die idealistischen Dichter und Philosophen einreihen, die Romantiker im Gegensatz zur klassischen Objektivität Goethes, der wiederum mit seiner Gottnatur unter W gehört. Zu M würden die Scholastiker und (in gewisser Weise) die Klassiker, aber auch wieder die Jacobi, Lavater, Matthias Claudius im Gegensatz zu den Rationalisten zu rechnen sein. Franz v. Assisi rückt zu W, der heilige Dominicus zu M. Von den Theologen fallen Schleiermacher, Herder, die Erlanger Schule („Erlebnistheologie"), die Religionsgeschichtler unter W, die Vertreter der Orthodoxie unter M. Heute würden die Barth und Brunner zu M, die Tröltsch, Heiler, Otto zu W zu rechnen sein.

Wichtiger ist, daß jeder sich selbst klar wird, wohin er neigt und daß er die Dinge zu Ende denkt. Eins möge nicht unbedacht bleiben. Demütiger (auch d utscher?) will uns die weibliche Religionsweise erscheinen, die männliche ist Prometheusbeginnen, ist Überhebung. Wir können das Leben nicht von Gott aus erfassen oder auch nur betrachten, wir müssen immer und unter allen Umständen und Offenbarungen von der Erde, von uns selbst ausgehen. Eine Wertung des Objektiven ist dabei selbstverständlich. Uns bleibt ja immer nur die Empfängnis, die passive Befruchtung, unser ist niemals die aktive Zeugung. Es bleibt für uns: Hingabe, Empfänglichkeit, Bereitschaft. Wir sind immer nur Gefäße Gottes. Das aber können wir auch und sollen wir sein. Gottbefruchtet schaffen, das ist es.

Meister Eckehart drückt es so aus: „Got hêt unser sêlikeit geleit in ein lîden. Also got unmêzic ist an dem gebenne, alsô ist ouch din sêle unmêzic an dem nemenne oder enphahenne. Und als got ist almehtic an dem wirkenne, alsô ist din sêle abgründic an deme lîdenne, und darumbe wird si überformet mit gote und in gote. Got der sol wärken unde din sêle sol lîden."

Man macht wohl der weiblichen Frömmigkeit den Vorwurf, daß sie sich das Wort Joh. 10, 30 zum Ziel nehme: „Ich und der Vater sind eins . . ." und 17, 11, 21 ff.: „daß auch sie in uns eins seien . . ." Ob das ein Vorwurf ist? Umgekehrt kann man der „männlichen" Weise zurufen: Ihr vergeßt Joh. 8, 23: „Ihr seid von unten her, ich bin von oben her. Ihr seid von dieser Welt, ich bin nicht von dieser Welt."

Ja, wir sind von unten her. Schalen, die sich von oben her füllen lassen müssen. Wir sind die kleinen roten Narben, die den Blütenstaub auffangen. Keine Frucht entsteht ohne Ihn, aber auch: ohne sie zerfliegt er im Winde.

GEDICHTE VON HERMANN CLAUDIUS

DAS LIED GELASSENHEIT

Es steht der Baum, bis daß er fällt,
auf seiner einen Stelle.
Es fluten bis ans End' der Welt
die Wasser Well' um Welle.

So schlag, mein Herz du, Tag um Tag
bis in die letzte Stunde.
Du trittst mit deinem letzten Schlag
ein in die große Runde.

Die Runde der Gelassenheit,
von Raum und Zeit genesen.
Ich hab' zu seltner Sternenzeit
ihr Zauberwort gelesen.

Die Runde der Gelassenheit,
der unerschöpften Zecher,
die an dem Born Unendlichkeit
sich füllen ihren Becher.

PSALM DES WANDELS

Das Herz des Urlands und das Herz der Moore
erhorchte aus dem Urall her des Sturmgotts
und seiner Wolkenweiber wildes Rufen.
Und ihre Sehnsucht wuchs dem Ruf entgegen.
Aufbrodelte in ihrem Grund die Erde
und riß sich aufwärts in den Schoß der Wolken.

Da schwand die freundliche Gestalt der Dörfer.
Die stolzen Städte wurden tote Hülsen.
Und alle Künste klüglicher Retorten
verkrochen sich vor Sturmgewalt und Fluten.
Die Sonne lohte wie durch einen Vorhang.
Und war nicht Scheidung zwischen Erd' und Himmel.

Doch eines Tags: sieh, unter einer Palme
hinkauerte ein Knabe vor dem Donner.
Die Palme flammte auf, der Jüngling jauchzte,
sprang zu, ergriff ein brennend Scheit und eilte
zu seiner Mutter in die dunkle Höhle.

Die lächelte, liebkoste ihn und hegte
das glühe Scheit behutsam mit den Händen.
Und ein Gesang ging um die alte Erde
gewaltiglich hin zwischen Wald und Wolken.
Und furchtsam lauschten ihm in ihrer Tiefe
das Herz des Urlands und das Herz der Moore.

S T E R N E

Ich steh' im Gartendunkel
und lasse die vielen
goldnen Sterne
durch meine Finger spielen.

Die Cassiopeia, das Siebengestirn,
den Wagen.
Ich kann sie greifen
und leichtlich mit Händen tragen.

Und wie sie mehr und mehr
aus dem Dunkel quellen,
steh' ich und spiel und spiele
mit den goldenen Bällen.

P S A L M

Du Ewigverborgen
wie Nacht dem Morgen,
wie Morgen der Nacht:
Du hast bedacht
Dich und entrissen,
daß wir Dich wissen,
Dich lieben, hassen
und doch nicht fassen.
Du Unruh-Ruh,
Du Dunkel-Licht,
Urschweigen Du,
das keiner bricht,
Du Sternen-fern,
Du In-mir-nah,
Du ungesprochen lautes Ja,
Du Unzerstückt,
Du Alles-Ich:
wir suchen Dich!
wir suchen Dich!

CASPAR DAVID FRIEDRICH / VON MAX SAUERLANDT

An der Darstellung des Landschaftsbildes ist die Malerei des XIX. Jahrhunderts zu der Lösung der Aufgabe gelangt, die sie während dieser Epoche am tiefsten beschäftigt hat, doch bietet freilich die Geschichte der Landschaftsmalerei in diesem Zeitraum nicht das Bild eines gleichmäßig sich verbreiternden Stromes. Die Quelle aber ist deutlich erkennbar, sie liegt fast genau auf der Grenzscheide des Jahrhunderts.

Die poetische Literatur als die leichter bewegliche künstlerische Ausdruckform von Gedanken und Empfindungen hatte durch die Darstellung eines unmittelbaren Naturgefühls den Weg bereitet. Und was schon in Goethes Werther anklingt, hat dann die frühe Romantik vollendet, sie hat ein neues Verhältnis der Menschen zu allen Einzelheiten der Natur begründet. Wie Werther „im hohen Grase am fallenden Bache" liegt und „näher an der Erde" alle Gräschen und Hälmchen und das ganze Gewimmel von Käfern und Gewürm und Mückchen betrachtet und darin die „Gegenwart des Allmächtigen", „das Wesen des Alliebenden" verspürt, so wird auch den Romantikern die ganze Natur beseelt und zum Symbol des menschlichen Lebens und des Lebens der Welt, des großen Universums.

„Die ganze Natur ist Sprache, die Blume ist ein Wort, ein Ausdruck, ein Seufzer ihrer vollen Brust", sagt Bettina, und Novalis drückt dasselbe beinahe mythologisch so aus: „Es gibt besondere Arten von Seelen und Geistern, welche Bäume, Landschaften, Steine, Gemälde bewohnen. Eine Landschaft muß man als Dryade oder Oreade ansehen. Eine Landschaft soll man fühlen, wie einen Körper. Jede Landschaft ist ein idealischer Körper für eine besondere Art des Geistes."

Gerade zu der Zeit, als Goethe in Rom seinen Traumnachen mit den Fasanen belud, die den Freunden in der Heimat dann so wenig munden wollten, hat Wilhelm Heinse im Ardinghello in der Poesie die ersten wirklichen Landschaftsbilder gemalt. Jean Paul ging auf demselben Wege fort.

Heinse bedurfte noch der malerischen Reize des Südens, Jean Paul ist ganz in der Heimat heimisch: „Die Landschaft stieg bald rüstig auf und ab, bald zerlief sie in ein breites, ebenes Grasmeer, worin Kornfluren und Raine die Wellen darstellten und Baumklumpen die Schiffe. Rechts im Osten lief wie eine hohe Nebelküste die ferne Bergkette von Pestitz mit, links im Abend floß die Welt eben hinab, gleichsam den Abendröten nach." Das ist ist ein ganz einfaches Landschaftsbild — in der Literatur.

Und endlich die Künstler selbst.

Am tiefsten von allen hat sich der Hamburger Philipp Otto Runge in das Problem hineingedacht. In dem sekularen Bewußtsein, auf einer Grenzscheide der Kunstentwicklung zu stehen, faßt er die ganze Vergangenheit in eine Hand zusammen, um mit der anderen das Ziel der neuen Epoche zu bezeichnen:

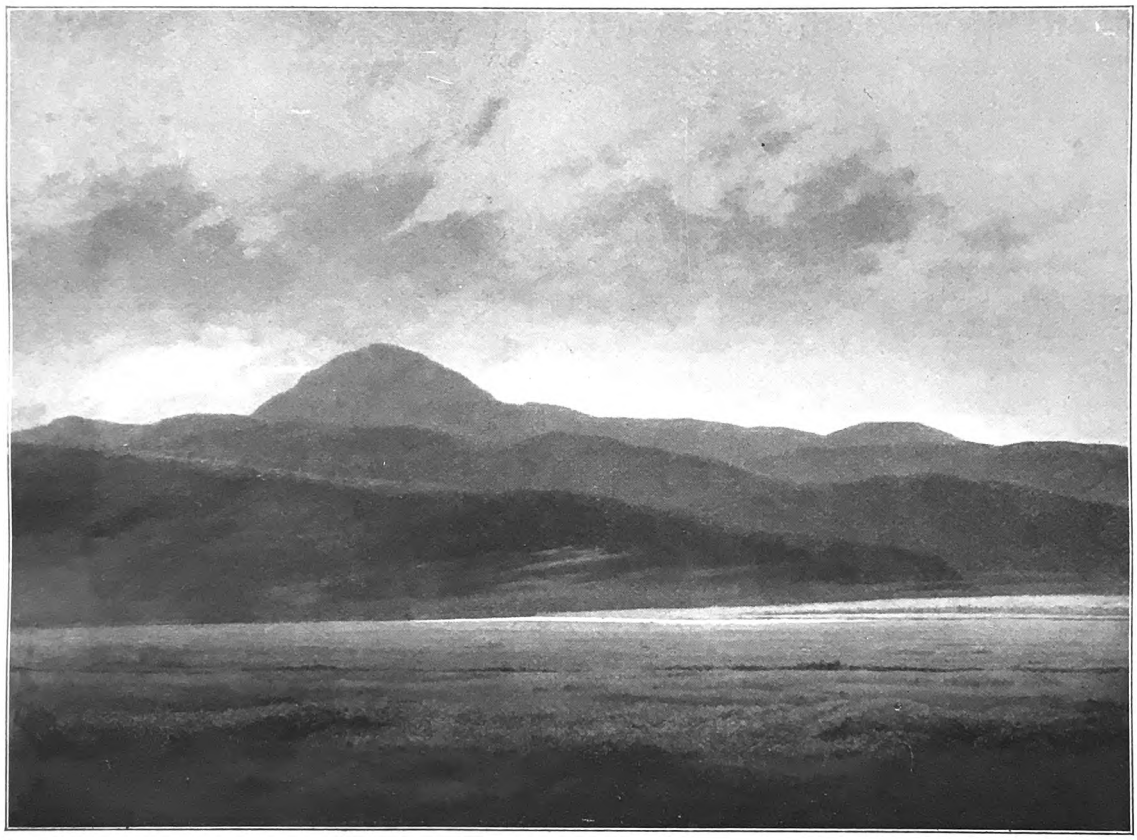
„ . . . Alles ist luftiger und leichter als das bisherige, es drängt sich alles zur Landschaft, sucht etwas Bestimmtes in dieser Unbestimmtheit und weiß nicht, wie es anzufangen? Sie greifen falsch wieder zur Historie, und verwirren sich. Ist denn in dieser neuen Kunst — der Landschafterei, wenn man so will — nicht auch ein höchster Punkt zu erreichen? Der vielleicht noch schöner wird wie die vorigen?" Bisher haben die Künstler danach gestrebt „in den Menschen das Regen und Bewegen der Elemente und Naturkräfte zu sehen und auszudrücken . . . die Landschaft bestände nun natürlich in dem umgekehrten Satze, daß die Menschen in allen Blumen und Gewächsen, und in allen Naturerscheinungen sich und ihre Eigenschaften und Leidenschaften sähen." Es ist das Echo der Worte Bettinas und Heinrich Steffens, was uns aus Runges Briefen entgegentönt, und man kann wirklich kaum einfacher und bestimmter den springenden Punkt bezeichnen.

Caspar David Friedrich hat Runges Forderungen eingelöst.

. . .

Caspar David Friedrich ist im Jahre 1774 in Greifswald geboren, und bis in unsere Zeit hinein lebten Nachkommen der Familie dort in einem alten Doppelgiebelhause am Markt. Das abgelegene stille Städtchen, dessen Silhouette, beherrscht von dem wuchtigen Marien- und dem schlankeren Nikolaiturm, auf mehreren von Friedrichs Gemälden wiederkehrt, hat in seiner weltfernen Abgeschlossenheit bis heute noch manchen Zug aus der Großväterzeit bewahrt. Immer noch bestimmt nicht der moderne Dampfer, sondern das alte Segelschiff mit seinem malerischen Mast- und Rahen- und Takelwerk den Charakter des Hafens.

Ein unseliges Ereignis griff erschütternd in das erste Leben des Knaben ein: ein Bruder fand beim Eislauf vor seinen Augen den Tod durch Ertrinken. Es heißt, die beständige Erinnerung daran habe den Aufenthalt in der Heimat für Caspar David unerträglich gemacht. Er ist später oft, aber immer nur besuchsweise und vorübergehend nach Greifswald zurückgekehrt.



CASPAR DAVID FRIEDRICH, HARZLANDSCHAFT

Zunächst bezog er die Kopenhagener Akademie, doch ist Näheres über diese Zeit (1794—98) nicht bekannt. Im Jahre 1798 siedelte er nach Dresden über.

Dresden war um die Wende des Jahrhunderts ein Mittelpunkt regsten literarischen Lebens. Die Häupter der romantischen Schule, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Schelling, Novalis, Tieck gaben sich hier ein Stelldichein. Tieck hat schon damals mehrere Jahre in Dresden gewohnt, und zumal um ihn sammelte sich ein Kreis junger Künstler, anregend und angeregt. Auch Friedrich blieb nicht unberührt von den Ideen, die hier lebendig wurden, aber seine schwerblütige, ausgesprochen flachländische Art war nicht zu jugendlicher Geselligkeit geschaffen. Er zog nach Loschwitz hinaus, um in der Einsamkeit der freien Natur das innere Gleichgewicht zu finden.

Ohne Unterstützung aus der Heimat, war er anfangs genötigt, seinen Unterhalt durch Kolorieren schlechter Dresdener Prospekte zu suchen. Auch die wenigen Radierungen von seiner Hand scheinen in diese frühe Zeit zu gehören. Das einzige datierte Blatt wenigstens (eine Landschaft mit hohen, oben durchbrochenen Felsen) trägt die Jahreszahl 1800.

Friedrichs künstlerischen Ruf begründeten dann die Sepiazeichnungen, die er von den sommerlichen Studienfahrten aus Pommern und Rügen heimbrachte. Nun machte ihn die Berliner Akademie zu ihrem Ehrenmitglied (1810), und seit dem Jahre 1816 gehörte er auch der Dresdner Akademie als Lehrer an. Um dieselbe Zeit machte er, spät, seinem Junggesellenleben ein Ende. Er heiratete ein sehr viel jüngeres Dresdener Bürgermädchen, „eine einfache stille Frau, die ihm nach und nach einige Kinder gebar, übrigens aber sein Leben und sein Wesen in nichts änderte". Ihn selbst schildert ein vertrauter Freund als eine „scharf gezeichnete norddeutsche Natur mit blondem Haar und Backenbart, einem bedeutenden Kopfbau und von hagerem starkknochigem Körper". Er trug „einen eigenen melancholischen Ausdruck in seinem meist bleichen Gesicht, dessen blaues Augenpaar so tief unter dem stark vorspringenden Orbitalrande und buschigen ebenfalls blonden Augenbrauen verborgen lag, daß darin schon der Blick des die Lichtwirkung im höchsten Grade konzentrierenden Malers sehr charakteristisch sich erklärt fand". Fast nie sah man ihn unter Menschen, aber die Kinder fühlten mit instinktiver Sicherheit das innerlich Zarte dieser verschlossenen Seele heraus, und ihnen gehörte sein ganzes Herz. Wilhelm von Kügelgen weiß in den „Lebenserinnerungen eines alten Mannes" allerliebst davon zu erzählen.

In den letzten Lebensjahren lähmte körperliche Schwäche die Arbeitskraft. Als Fünfundsechzigjähriger ist Friedrich am 7. Mai 1840 in Dresden gestorben.

. . .

Oft kehrt in den zeitgenössischen Beurteilungen von Friedrichs Gemälden die Klage über ihre Unverständlichkeit, über die Dunkelheit der in ihnen waltenden symbolischen und allegorischen Beziehungen wieder. Wir heute verstehen das kaum noch. Wir müssen uns jedoch daran erinnern, daß man nicht gewohnt war, unmittelbar in der Natur zu lesen und an dem dargestellten Natureindruck allein sich genügen zu lassen. Was damals fremd anmutete, ist uns natürlich geworden. Wir haben in diesem Jahrhundert der Landschaftsmalerei so tief gelernt, in alle Naturerscheinungen uns selbst und unsere Empfindungen und Bedürfnisse hineinzusehen, daß wir ihre Stimmungen wie unsere eigenen verstehen. Aber wenn es sonst irgend nötig wäre, so zeigen diese Klagen der Mitlebenden, wie groß der Schritt war, den Friedrich, wenigstens in Deutschland, zuerst tat.

Die Ansichtsschilderung bestimmter wiedererkennbarer und durch ihren Inhalt bedeutsamer Gegenden, die sogenannte Prospektmalerei, beherrschte die Landschaftskunst des ganzen XVIII. Jahrhunderts. Im letzten Grunde unter dem Einfluß Rousseauscher Ideen war diese erste bewußte Wendung von der reinen Ideallandschaft zur wirklich gegebenen Natur erfolgt.

Bestimmt Gesehenes soll nun den Vorwurf für den Landschaftsmaler bilden. Aber gleich im Entstehen stellt sich dieser sehr gesunden Strömung die klassizistische Lehre von der grundsätzlichen Minderwertigkeit der ganzen Gattung in den Weg. Das Ergebnis ist ein Kompromiß. Die Idealität, die der einfachen Landschaft als solcher abgesprochen wird, soll nun durch den hohen Charakter der dargestellten Gegend auf andere Weise in den Rahmen gebracht werden. Daher die unzähligen Veduten der berühmten Stätten Italiens, dann auch Deutschlands und anderer Länder. Wo man aber wirklich diesen Schleichweg vermeidet, fällt man oft in das alte Steigern und Erhöhen der schlichten Naturformen zurück. Noch in Ludwig Richters frühen Landschaften zum Beispiel spukt das großartige Inszenierungsrequisit der dunklen Seitenkulissen nach, zwischen denen der Blick in die lichtere, bühnenmäßig vertiefte Landschaftsferne geht. Wir haben heute den Eindruck, daß diese Bilder nicht allein durch die Freude an der reinen Naturerscheinung und die geheimnisvolle Beziehung zwischen ihr und der Seele des Künstlers ins Leben gerufen sind.

Gerade das aber gab Friedrichs Landschaften von allem Anfang an ihren vollkommen neuartigen Reiz und ihre bei aller Stille und Schlichtheit der Form revolutionierende Wirkungskraft.

Seine Motive sind die denkbar schlichtesten, und eben diese Schlichtheit schien dann der Deutung und Rechtfertigung zu bedürfen. Der namenlose Strand des Meeres, das namenlose Gebirge, namenlose Hänge, Wiesen, Äcker, Klippen und Felsen. Er hat auch seine Heimatstadt Greifswald gemalt. Aber was ist Greifswald? Wir sehen die ferngerückte malerisch bewegte und doch wieder fein gezeichnete Silhouette im weichen Mondnebel oder im Morgenduft vorgelagerter Wiesen: eine namenlose Stadt.

Die eigentliche Bedeutung liegt eben bei all diesen Gemälden gar nicht in den an sich gleichgültigen Motiven, sondern darin, wie jedesmal der bestimmte Natureindruck sich durch die Seele des Malers im Bilde spiegelt.

„Die Maler", sagt Friedrich, „üben sich im Erfinden, Im Komponieren, wie sie es nennen. Heißt das nicht etwa mit andern Worten, sie üben sich im Stückeln und Flicken? Ein Bild muß nicht erfunden, sondern empfunden sein." „Schließe dein leibliches Auge, damit du mit dem geistigen Auge zuerst sehest dein Bild. Dann fördere zu Tage, was du im Dunkeln gesehen, daß es zurückwirke auf Andere, von Außen nach Innen." Das ist romantisches Empfinden. Wenn die ersten Romantiker alles, Poesie, Liebe, Freundschaft „bis zur Religion treiben" wollen, so besagt das eben dasselbe, was Friedrich für seine Kunst fordert. Alles soll aus dem tiefsten Grunde inneren Erlebens hervorwachsen.

. . .

Wie für Philipp Otto Runge, so wurde aber auch für Friedrich Goethes stilles und sicheres Wirken bedeutungsvoll. Für das Jahr 1802 wurden zum ersten Male auch die Landschaftsmaler zur Beteiligung an den jährlichen Preisbewerbungen und Ausstellungen nach Weimar eingeladen. Im Jahre 1805 wird ein Gemälde Friedrichs preisgekrönt, und Runge berichtet, daß Goethe selbst zwei Landschaftszeichnungen des Freundes gekauft habe. Auch in den Jahren 1808 und 1812 hat Friedrich sich an den Weimarer Ausstellungen beteiligt, schon 1810, in Runges Todesjahr, lernte er Goethe in Dresden persönlich kennen.

Wichtiger aber als diese kargen Daten und die spärlichen Notizen, die sich in den Ausstellungsberichten, in einem Briefe Goethes an Heinrich Meyer und in einer flüchtigen Nennung des Namens in Goethes Gesprächen mit dem Kanzler von Müller finden, ist ein Brief vom 10. Juli 1816 aus Weimar an die Malerin Louise Seidler, denn er gibt Aufschluß über unmittelbare Beziehungen Goethes zu Friedrich. „Soeben", heißt es dort, „fällt mir ein, ob Sie Sich wohl bey Herrn Friedrich erkundigen wollen nach Wolkenstudien und deren verschiedenen Formen. Wollte er solche mitteilen, so würden sie mir zu wissenschaftl. Gebrauche nützlich seyn. Wollte er Gilberts Annalen nachschlagen, Jahrg. 1815, 9. und 10. Stück, so würde er die interessanteste Art und Weise sehen, wie ein Engländer diese Luft-Meteore classifiziert hat. Empfehlen Sie mich ihm schönstens . . ."

Mit Runge führte Goethe das Problem der Farbenerscheinung zusammen, mit Friedrich nun das Problem der wechselnden Wolkengestalt, das Goethe jahrelang so lebhaft beschäftigt hat. Friedrich gehörte zu den Künstlern, die Goethe berief, um die von ihm selbst entworfenen Wolkenstudien zu ergänzen, die er in einer „Reihe von charakteristisch befriedigenden Abbildungen" veröffentlichen wollte.

Dazu kam es nicht, ein kleines Bildchen aber, das die Hamburger Kunsthalle bewahrt, vermag doch einen Begriff von dem zu vermitteln, was Goethe von Friedrich erbeten hatte, ein Gemälde, dessen eigentlicher Gegenstand aufgelöst über Gebirgshöhen zerflatternde weiße Wolken sind.

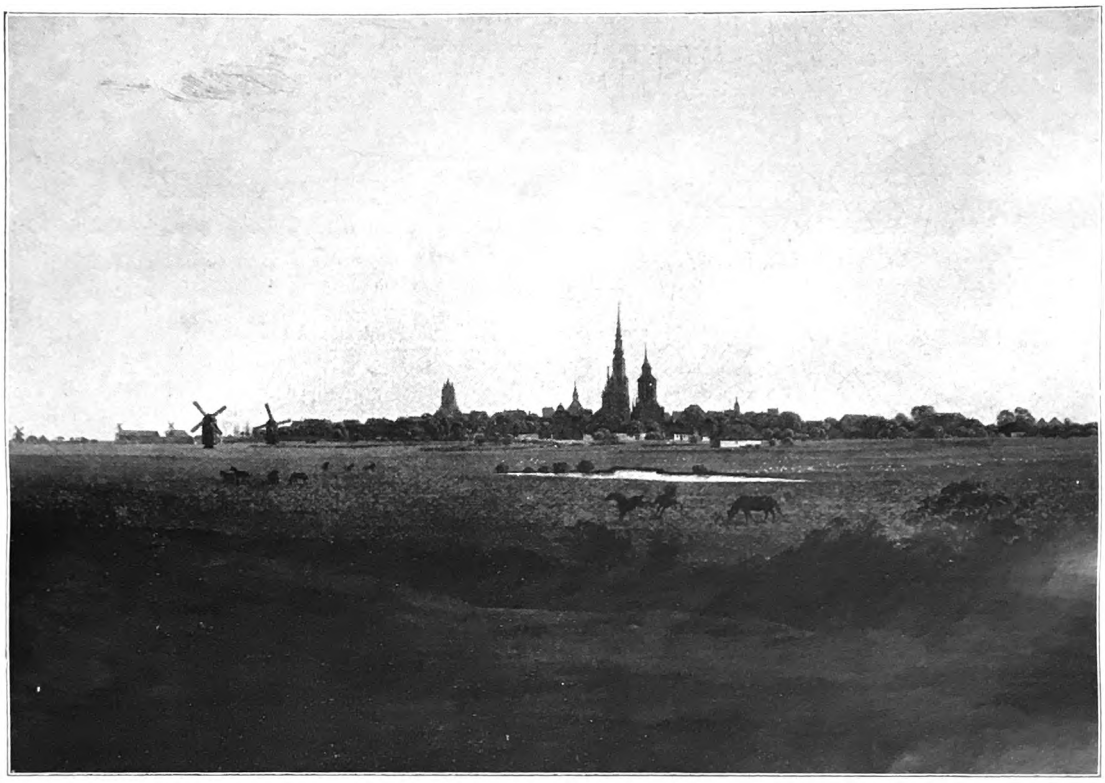
. . .

So schlicht die Erfindung der inhaltlichen Motive auf Friedrichs Gemälden ist, so einfach ist die Ordnung der Dinge auf dem Bildfelde. Seiner flachländisch schwerblütigen Natur gemäß bevorzugt Friedrich durchaus das Breitformat. Im einzelnen sind die Bilder nach der naiven optischen Beobachtung oftmals mit entschiedener Betonung der Mitte aufgebaut. Schon Friedrichs Freund, der auch als Maler sehr ernsthaft zu bewertende Arzt Carus, hat seine Bemerkungen darüber gemacht. Das Bild, sagt er, ist ein fixierter Blick; das gewöhnliche umschauende Sehen kennt keine Konzentration der Massen und des Lichts, der festgeheftete Blick dagegen zeigt in der Mitte des Sehfeldes, im Schnittpunkt der Sehachsen die größte Deutlichkeit. In dieses Zentrum optischer Bestimmtheit ordnet Friedrich, wo er sie überhaupt darstellt, fast regelmäßig auch die Figuren an. Man mag das etwas primitiv finden. Wir werden daran erinnert, daß wir am Anfang einer Entwicklung stehen.

Eine große Anzahl Friedrichscher Landschaften bietet nichts als das reine Naturbild. Wo Friedrich aber Menschen und menschliche Dinge in seine Gemälde hineinstellt, sind sie unmittelbar aus der Natur der Landschaft heraus erfunden. Sie bringen keinen neuen Gedanken hinzu, sondern deuten das landschaftliche Motiv nur aus, und es ist nichts als ein Spott über den Unverstand des Publikums, das überall nach geheimen Beziehungen suchte und durchaus über das im Bilde selbst Gegebene hinaus wollte, wenn Friedrich von den beiden Männern, die auf dem Gemälde der Dresdener Galerie in die Mondnacht hinaussehen, sagte: „Die machen demagogische Umtriebe." Die Figuren sind auch hier nur der gestaltete Ausdruck der landschaftlichen Stimmung, in dem gleichen Sinne, wie man das mit vollem Recht von Böcklins Erfindungen gesagt hat, dessen erste Jugendarbeiten so merkwürdig stark an Spätwerke Caspar David Friedrichs erinnern, daß man meinen möchte, jener habe da begonnen, wo dieser endete.

Selten hat Friedrich den hellen, nie den wolkenlos strahlenden Tag gemalt. Die Dämmerung, früh vor dem ersten Morgenlicht oder um die Zeit des ersten Hahnenschreis und spät nach dem Untergang der Sonne, war auch im Leben sein Element. Wie er da die Dinge sah, so hat er sie daheim in seinem stark beschatteten nackten Atelier, das „Jean Paul den ausgeweideten Leichnam eines toten Fürsten hätte vergleichen können", in unermüdlicher brütender Arbeit in den Rahmen gebracht.

Am vollkommensten aber hat er die Nacht geschildert. Friedrich spottete wohl selbst über seine Liebe zum



CASPAR DAVID FRIEDRICH, WIESEN BEI GREIFSWALD.

Monde, die er mit den Romantikern teilt, und meinte im Scherz, wenn die Menschen nach ihrem Tode in eine andere Welt versetzt würden, so käme er sicherlich in den Mond. Vielleicht muß man die Heimat des Malers kennen, dieses wenig bewegte norddeutsche Land, dessen Linien nirgends laut sprechen, aber oftmals zum Mitempfinden ihrer sanften Schwermut auffordern; und man muß einmal hier am Strande gestanden haben, wenn das stille Meer beim Hereinbrechen der Nacht und im vollen Mondlicht breit zum Horizont hinausfließt, um zu empfinden, wie fest diese Gemälde mit dem Charakter des Landes verwachsen sind, dem ihr Schöpfer entstammt. Ludwig Richter hatte gewiß kein Recht, hier von Sentimentalität zu sprechen: denn der Ausdruck der Form bleibt immer männlich, klar und fest.

. . .

Es hat wohl nie eine Zeit gegeben, in der die Landschaftsmaler überhaupt keine Studien unmittelbar vor der Natur gemacht hätten. Das Unterscheidende liegt aber darin, in welchem Maße die akademische Konvention ihre Schleier vor die Augen des Künstlers legt und auf der zeichnenden Hand lastet.

Friedrich erscheint, trotz der Kopenhagener Studienjahre, so gut wie ganz als Autodidakt, auch in seinen Studien, deren es eine große Zahl prachtvoller Blätter gibt.

Unser Auge ist durch den flotten, malerisch abkürzenden und zusammenfassenden Stil des späteren Impressionismus, der auch in der Studie die temperamentvolle Handschrift fast etwas aufdringlich sprechen läßt, beeinflußt, wenn es ihm anfangs schwer fällt, Friedrichs höchst sorgfältig durchgearbeitete Blätter zu genießen. Allein wenn man sich in diese liebevoll mit der Feder gezeichneten und getuschten Details vertieft und dann sieht, wie das Kleine und Einzelne sich zusammenschließt und den großen Formen unterordnet, so wird man gerade hier einen starken Eindruck dieser ernsthaften, tief innerlichen Menschlichkeit erfahren.

Im Jahre 1820 hielt sich Peter Cornelius ein paar Tage in Dresden auf. Er hat damals auch Friedrich aufgesucht. Ein Augenzeuge schildert das Zusammentreffen. So hoch hinaus habe er nicht hoffen können, meinte Friedrich, und das war gewiß nicht ironisch gemeint, denn er „war in seiner einfachen kindlichen Weise gar liebenswürdig, ganz Freude und Demut. Er setzte sich zu mir auf die Erde, war nicht zu bewegen, einen anderen Platz einzunehmen. ‚Muß doch ein Bissel meine Ergebenheit zeigen,‘ sagte er in seiner treuherzigen pommerschen Mundart“.

Gern wüßten wir, was der große Historienmaler, Historienzeichner damals zu den kleinen Tafeln des Landschaftsmalers gesagt hat. Der Erzähler hat versäumt, es uns zu überliefern.

CASPAR DAVID FRIEDRICH, ZIEHENDE WOLKEN

BEKENNTNISSE VON CASPAR DAVID FRIEDRICH

D E R A B E N D

Bleich und ernst blickt durch dunkle Wolken
Mond dein Silberschein.
Schauerlich erschallt im düstern Fichtenwald
Eulen euer Schrein.

Einsam steh ich hier und zage,
Furcht ergreift mich immer mehr.
Will's denn nimmer aus der Ferne tagen.
Keine Freude mehr?

Ja, ich sehe durch der Bäume Stämme
Schwache Hoffnung, matten Schimmer
Weh mir weh: es sind die Trümmer.
Längstvergangner Herrlichkeit.

. . .

G E B E T

Er ist der Herr der Erde,
Er, der da sprach: es werde,
Und alles ward.

Er sei gelobt, gepriesen,
Der uns den Weg gewiesen,
So führt zum Heil.

Dem Vater wie dem Sohne
Sei Lob und Preis zum Lohne
Von aller Welt.

Wir fallen hin in Staube,
Voll Zuversicht und Glaube
Auf deine Liebe.

Aus Gnade wirst du geben
Uns das verheissene Leben,
Des wir uns freuen.

Stärk uns zu guten Werken
Und lass uns täglich merken
Auf deine Lehr.

Vor Bösem uns behüte
Dass Sinneslust nicht wüthe
In unser Blut.

. . .

ÜBER KUNST UND KUNSTGEIST

Es sei mir vergönnt, noch einmal in aller Kürze meine Ansichten über das, was Kunst und Kunstgeist in dem Menschen ist, zu zeigen.

Du sollst Gott mehr gehorchen denn den Menschen. Jeder trägt das Gesetz von Recht und Unrecht in sich; sein Gewissen sagt ihm: Dieses zu tun, jenes zu lassen. Die heiligen zehn Gebote sind der reine lautere Ausspruch unser aller Erkenntnis vom Wahrhaften und Guten. Jeder erkennt sie unbedingt als die Stimme seines Innern, niemand kann sich dagegen empören. Willst du dich also der Kunst widmen, fühlst du einen Beruf, ihr dein Leben zu weihen, oh! so achte genau auf die Stimme deines Innern, denn sie ist Kunst in uns.

Hüte dich vor kalter Vielwisserei, vor frevelhaftem Vernünfteln; denn sie tötet das Herz, und wo das Herz und Gemüt im Menschen erstorben sind, da kann die Kunst nicht wohnen!

Bewahre einen reinen kindlichen Sinn in Dir und folge unbedingt der Stimme deines Innern; denn sie ist das Göttliche in uns und führt uns nicht irre!

Heilig sollst du halten jede reine Regung deines Gemütes; heilig achten jede fromme Ahndung; denn sie ist Kunst in uns! In begeisternder Stunde wird sie zur anschaulichen Form; und diese Form ist dein Bild!

Keiner soll mit fremdem Gute wuchern und sein eignes Pfund vergraben! Nur das ist dein eignes Pfund, was du in deinem Innern für wahr und schön, für edel und gut anerkennst!

Mit eignem Auge sollst du sehen und, wie dir die Gegenstände erscheinen, sie treulich wiedergeben; wie alles auf dich wirkt: so gib es im Bilde wieder!

Vielen wurde wenig, wenigen viel zu teil: Jedem offenbart sich der Geist der Natur anders; darum darf auch keiner dem andern seine Lehren und Regeln als untrügliches Gesetz aufbürden. Keiner ist Massstab für alle; jeder nur Massstab für sich und für die mehr oder weniger ihm verwandten Gemüter.

So ist der Mensch dem Menschen nicht als unbedingtes Vorbild gesetzt, sondern das Göttliche, Unendliche ist sein Ziel. Die Kunst ists, nicht der Künstler, wonach er streben soll! Die Kunst ist unendlich, endlich aller Künstler Wissen und Können.

Nach dem Höchsten und Herrlichsten musst du ringen, wenn Dir das Schöne zuteil werden soll.

Darum Ihr Lehrer der Kunst, die Ihr Euch dünket so viel mit Eurem Wissen und Können, hütet Euch sehr, dass Ihr nicht einem Jeden tyrannisch aufbürdet Eure Lehren und Regeln; denn dadurch könnt Ihr leichtlich zerknicken die zarten Blumen, zerstören den Tempel der Eigenthümlichkeit, ohne den der Mensch nichts Grosses vermag! Ihr vermöget doch nichts Bessres aufzubauen; wie viel Ihr Euch auch dünket, das Eigenthümliche im Menschen zeigt sich auf eigene Weise, jeder nach seiner inneren Natur auf andere Art. Eure Lehren können gut sein, doch für einen Jeden passen sie nicht; denn nicht jede Blume gedeihet auf jedem Boden. Nur Gottes Gesetze gelten für Alle und sind in aller Menschen Herzen geschrieben, die heiligen zehn Gebote.

. . .

BEKENNTNISSE VON CASPAR DAVID FRIEDRICH

ÄUSSERUNG BEI BETRACHTUNG VON GEMÄLDEN

Über den Hang so vieler Menschen, alles so im Gebiete des Geistigen Unendlichen liegende, sei es Wissenschaft oder Kunst, in beengende Formen zu schmieden. Jeden freien Aufschwung der Seele möchten die Engherzigen hemmen, damit hübsch alles auf betretenen und ausgetretenen Wegen einher gehe. Lasst doch ihr weisen Herren jedes Streben ungehindert seinen Weg gehen, denn selbst die Verirrungen führen am Ende doch noch zu etwas gutem. Jede Zeit hat ihren guten und bösen Geist; erkenne nur das Bessere der Gegenwart und stelle nicht, wie viele jetzt wollen, die Vergangenheit als unbedingtes Vorbild für die Gegenwart auf. Warnen könnte man allenfalls, aber hindern sollte man nicht.

. . .

Was uns an den alten Bildern erfreut ist vor allem die fromme Einfalt; Wir wollen aber nicht einfältig werden wie viele getan und ihre Fehler nachäffen; sondern fromm werden und ihre Tugenden nachahmen.

. . .

Die einzig wahre Quelle der Kunst ist unser Herz, die Sprache eines reinen kindlichen Gemütes. Ein Gebilde so nicht aus diesem Borne entsprungen kann nur Künstelei sein. Jedes echte Kunstwerk wird in geweihter Stunde empfangen und in glücklicher geboren, oft dem Künstler unbewußt aus innerem Drange des Herzens.

. . .

Schliesse dein leibliches Auge, damit du mit dem geistigen Auge zuerst siehest dein Bild. Dann fördere zu Tage was du im dunkeln gesehen, dass es zurückwirke auf andere von aussen nach Innen.

. . .

Die Bilder von XX verdienen nur als Gedanken als Empfindungen Bewunderung, nicht aber Mahlerei als Geschicklichkeit und Machwerk der Hand, sondern vielmehr als Ausstrahlung einer schönen Seele, eines tiefen frommen Gemütes haben sie hohen Wert. In eine Sammlung gehören sie nicht aber in ein stilles Kämmerlein sind sie auf ihrem Platz.

. . .

XX malt mit Worten und spricht sein Gefühl sehr oft mit Glück in Worten aus. Will er aber als vorgeblicher Maler sich in Formen und Farben aussprechen so ist es mit seinen Bemühungen eitel nichts wie Figura zeiget. Es frägt sich wohl noch, ob ihm nicht sein Wissen mehr im Wege steht, als es ihn fördert. Denn was er fühlet und empfindet, widerspiegelt sich in seiner Seele als Gedanke in Worten, nicht aber als Bild in Form und Farbe und Gedanke. Glücklich ist, wo Kopf und Herz und Hand gleichen Schritt halten.

. . .

Ich muss bei diesem Bilde von XX wiederholen was ich schon so oft und vielfältig gesagt, nämlich: dass die Kunst nicht eine blosse Geschicklichkeit ist und sein soll, wie selbst viele Maler zu glauben scheinen; sondern so eigentlich und so recht eigentlich, die Sprache unserer Empfindung, unserer Gemütsstimmung, ja selbst unsere Andacht unser Gebet sein sollte. Und ich freue mich, hier einmal wieder gefunden zu haben, was man so selten findet. Ich vermag es nicht auszusprechen, was ich jedesmal empfinde, bei Betrachtung dieses Bildes, aber ich fühle mich gehoben, ergriffen und bewegt. Der Gegenstand ist es nicht, so mich ergreift; denn er ist eben nicht aussergewöhnlich. Das Machwerk einer Meisterhand ist es auch nicht; wohl aber der Erguss einer reinen, tief und innig ergriffenen bewegten Seele. Und es frägt sich ob der Maler im ganzen Umfange es weiss, was er hier auf der Tafel dargestellt hat, viel weniger dass er es in Worten aussprechen könnte. Was wir hier als überlegt und klüglich angeordnet gelobt, ist ihm vielleicht selbst unbewusst geworden; denn der Künstler war bei der Ausführung dieses Bildes in reiner Harmonie aufgelöst und sein Gefühl wurde sein Gesetz, und seine Stimmung, seine geistige Erhebung könnte nur solche Früchte tragen als dieses Bild. — So betet der fromme Mensch und redet kein Wort und der Höchste vernimmt ihn; und so malet der fühlende Künstler und der fühlende Mensch versteht und erkennt es, aber auch der Stumpfere ahndet es wenigstens.

. . .

Wie ganz anders sind dieses Malers Ansichten über Kunst, wie ich sie aus seinem Munde vernommen: Er spricht: „Sinnliche Schönheit, versteht sich rein erhöhte Sinnlichkeit, ist erste, ist einzige Forderung, so man an ein Kunstwerk zu machen hat. Aber keineswegs ist es Forderung, dass ein echtes Kunstwerk religiöse heilige Empfindungen in uns erwecken soll, wie nach Hegels Philosophie gelehrt wird, ebensowenig dass die Landschaftsmalerei oder sonst ein Zweig der bildlichen Darstellung davon ausgeschlossen sei; denn alles kann für den sinnigen Menschen Bedeutsamkeit erhalten und von einer schönen Seite aufgefasst werden, und den Beschauer in eine erhöhte Stimmung versetzen. Ein schönes Gesicht fährt unser Sprecher fort, oder ein schöner Arsch sind beides würdige Gegenstände für den Bildner, denn es ist beides Natur, und der Schöpfer offenbart sich in der Natur dem Menschen durch Schönheit und Mannigfaltigkeit der Gestaltungen und Pracht der Farbe aller Art, und dies soll und muss der Künstler einzig auch nur wollen, und nichts anderes, wenn die Kunst nicht in kränkelnde Empfindsamkeit ausarten soll, statt heitere Lebenslust zu erwecken.“ Mit dieser Anschauung über Kunst so nach seiner Behauptung auch die Meinung der alten Griechen und besseren Italiener gewesen sein sollen, gestehe ich, kann und mag ich mich nicht befreunden. Ich meinesteils fordere von einem Kunstwerk Erhebung des Geistes und wenn auch nicht allein und ausschliesslich religiösen Aufschwung.

BEKENNTNISSE VON CASPAR DAVID FRIEDRICH

Es ist zwar nicht zu leugnen dass dieses Bild hier einen schönen wohlgefälligen Eindruck auf den Beschauer macht, als vermeinter einziger Zweck der Kunst, aber auch weiter nichts. Und dieses wollte ich mir allenfalls noch gefallen lassen, wenn es nicht jetzt als einzig geltend aufgestellt, empfohlen und gelehrt würde und gelehrt werden sollte.

. . .

Spottet nicht! Dieser Maler hat mehr Verstand in seinen Fingerspitzen als ihr Herren alle! — freilich nur in den Fingerspitzen, übrigens ist der Kerl hohl.

. . .

Der Maler soll nicht blos malen, was er vor sich sieht, sondern auch was er in sich sieht. Sieht er er aber nichts in sich, so unterlasse er auch zu malen, was er vor sich sieht. Sonst werden seine Bilder den spanischen Wänden gleichen, hinter denen man nur Kranke oder gar Tote erwartet. Dieser Herr XX hat nichts gesehen was nicht jeder andere auch sieht, so nicht geradezu blind ist, und vom Künstler verlangt man doch, dass er mehr sehen soll.

. . .

Dieser Maler weiss was er macht, und jener fühlt was er macht; könnte man doch aus beiden Einen machen!

CASPAR DAVID FRIEDRICH, ZEICHNUNG

EIN SOMMER / VON FRIEDRICH GRIESE

Tag für Tag in brütender Sonnenhitze; und die Nacht ist ein glühender Schacht ohne Kühlung. Wochenlang hält die Dürre nun schon an; und noch sieht man am ewig blauen Himmel, der die Hitze ausgießt wie ein Meer, kein Zeichen, das Regen verheißt.

Die seltsam hellen Nächte stehen hoch über den Feldern und Wiesen der Langen Reihe. Um den Abend brennt der Westen in einem braunroten, giftigen Licht. Später liegt über den dunklen Baumhäuptern ein fast weißer, scharfer Strich, der an den Enden schwächer wird und sich zuletzt im fahlen Nachthimmel verliert. Alles ist verhängt in gelbem, hitzigem Dunst; aber er gibt nicht das kleinste Wölkchen.

Zuweilen nimmt sich ein Hauch auf, wird zum Winde, wächst an zum Sturm; aber er kommt aus dem Osten, wo die Ebene, wie man sagt, endlos wird. Er wirbelt Staub und dürre Blätter auf, schlägt mit heißen Pranken gegen die Wände und Fenster der Höfe, hockt sich hinter dem Erdwall am Ende des Dorfes hin, kriecht über Äcker und Felder wieder zurück, nimmt sich mit neuer Kraft auf, treibt, was er von den Sommerkindern der Erde tötete, über die Straße, duckt sich in das dürftige Korn, um wieder anzuschleichen und Häuser und Ställe mit heißen Fingern abzutasten.

Die Weiden sind kahl. Grau und braun liegen sie da und verraten nicht, daß sie einmal im Spätfrühling und Vorsommer fußhohes Gras getragen haben. Je mehr es in den ersten Wochen von der Decke verschwand, desto mehr dehnte sich Löwenzahn aus. Überall spreizte er seine gezahnten Blätter, legte sie fester auf den Boden, um den letzten feuchten Hauch, der noch um seine lange und starke Wurzel perlte, zu halten. Inzwischen wurden seine dicken, gelben Blütenköpfe weiß. Der Wind verwehte die Samen; Staub, von den Füßen der Weidetiere aufgewirbelt, sank nieder, legte sich um die gefiederten und hüllte sie ein für eine bessere Zeit. Die Blätter gilbten; die Tiere rupften sie ab, drängten ihnen nach bis an die Wurzel. Und nun ist auch er der Dürre gewichen. Der Erdboden ist hart wie eine Tenne.

Seltsam zäh ist das Fruchtleben aller Unkräuter in diesem Sommer, der sonst fast nichts gedeihen läßt. Über alle Ackerbreiten ziehen sich die blühenden Flächen des Sauerampfers. Die grünen Blätter der einzelnen Stauden wird man nicht gewahr; der Boden ist hart und läßt keine dicken, fleischigen Blätter aufkommen. Sie liegen auch nicht, wie sie es unter den Gräsern der Wiesen tun würden, gespreizt hingelagert, um von der Sonne getroffen zu werden. Steil am Hauptstengel aufgereckt, damit das glosende Licht des Tages sie nicht zu sehr ausdörrt, halten sie sich nahe beieinander und verschwinden unter den roten Samenflügeln der Fruchtrispen. Wenn am Abend von drüben über den dunkelhäuptigen Fuhren her die Sonnenstrahlen schräge einfallen, liegen die Flächen wie eine rotbrandende Flut da. Wie aus der Erde aufwachsende Flammen, hier rot aufzuckend, dort mit silbrigen und metallisch blauen Lichtern untermischt, brennt die Niederung dann. Auch die wachsenden Schatten des Vorabends decken das glühende Unwesen nicht ganz zu. Niemals hat die Lange Reihe es so gesehen wie in diesem Sommer der Dürre. Und keiner von den Leuten auf den Höfen kann sagen, wie es kommen mag, daß dies mit einer Kraft gedeiht wie niemals sonst, obwohl das Korn auf allen Feldern und alles gute Kraut um den letzten Fruchttropfen kämpfen muß und zugrunde geht. Hier brennt das Blut der Erde wie Feuer.

Traurige Tage haben die Weidetiere, vor allem die Kühe, diese guten, immer gebefreudigen Freunde des Menschen.

Sie liegen vom frühen Mittag bis zum Vorabend unter den breithäuptigen Pappeln, die hier und da am Rande der Weideplätze angepflanzt sind. Auch Pflaumenbäume stehen dazwischen. Die Früchte, die im Frühling wie große, grüne, länglich geformte Tropfen im Blätterwerk hingen, sind vor der Zeit herabgefallen, von den Tieren zertreten, in der Hitze verdorrt und in der Erde, aus der sie aufgingen, wieder zu Staub geworden. Fast kahl, auch von Blättern entblößt, strecken sich die Zweige, bleiben reglos; und nur, wenn einmal am Abend ein leichter Wind sich aufnimmt, rühren sie sich und lassen ein kleines, leises Rauschen hören, das wie zages Gerinnsel eines versiegenden Bächleins klingt.

Dann verlassen die Tiere unter ihnen ihren Platz. Sie strecken die Hälse, dehnen die Glieder mit langsamen und trägen Bewegungen, trotten auf das kahle Weideland, senken aber kaum die Köpfe nach Nahrung, brüllen nach den Ställen zurück, wo sie die Menschen wissen, und klagen die Not, die auch ihren Leib verdorren läßt. Sie schreiten über das ausgedörrte Land, halten zuweilen inne und brüllen gegen die Erde.

Das ist in anderen und guten Sommern nicht ihre Art. Dann strecken sie die Hälse, recken sie aufwärts und rufen stark aus ruhevollen, mächtigen Brüsten. In diesen Wochen aber senken sie die Häupter, kehren sie klagend gegen den Boden, der ihnen die Nahrung weigert.

Denn dieser Art ist ihre Weisheit: Sie sind Kinder der Erde, Tiere des Dienstes am Menschen. Sie nehmen vom Morgen bis zum Abend die Nahrung, um dem Menschen mit der Frucht ihres Leibes dienen zu können. Sie sehen nicht über sich, spüren aber tief im Blut und in allen Sinnen, daß aus der Wolke das Leben kommt und aus dem Wind, der vom Morgen oder Mittag geht. Und nun, da kein grünendes Hälmchen ihnen mehr gegeben wird, kehren sie die ungefügen Häupter zur Erde, wenden sich gegen sie, klagen sie an mit heiseren, dumpfen Lauten.

Wer in diesen Nächten, die oft seltsam heller sind als alle früheren, ihre zornigen Rufe hört, hält wohl ein paar Atemzüge lang inne und sieht zu ihnen hinüber. Sie ziehen, eine hinter der andern, die niedrigen Hügel hinan. Wie große, aufgereckte Tiere der Vorzeit stehen sie, oben angekommen, die Köpfe der Niederung zugekehrt, die unter ihnen liegt. Sie halten inne. In den Gründen, hinter denen wieder andere Hügel zu ihrer geringen Höhe anwachsen, hat sich die Dunkelheit mit ihren Schatten verfangen. Kein weißer Nebelstreif wie in anderen Nächten, wenn Feuchtigkeit im Boden ist, wächst dort aus dem Erdreich. Harte, trockene Düsterheit kriecht über die ausgedörrte Erde, tastet den Fuß der Höhen ab, schleicht hügelanwärts, wird in mittlerer Höhe vom Licht der hellen Nacht getroffen, wie eine gütige Hand ein dumpf brütendes Hirn trifft, kriecht zurück und ballt sich, im tiefsten Grund der Niederung angekommen, wieder in sich zusammen.

Die am Ende des Zuges schreitenden Tiere sammeln sich zu ihren Schwestern. Sie treten an ihre Seite, verharren mit ihnen, die Köpfe der dunklen Talsohle zugekehrt, schreiten dann, gemeinsam in langer Reihe die schweren Leiber abwärts tragend, in die Schatten hinein. Dort tauchen sie ein und bleiben lange. Aber Ruhe und Ziel ist auch dort nicht für sie. Und träge, eine wieder hinter der andern, treten sie am jenseitigen Hügel abermals in das Licht, das über die Höhe vorgreift, steigen hinan und wandern so durch die helle Nacht, die Häupter gesenkt, die Mäuler dem Boden zugekehrt, aus dem ihnen der dürre Atem der Erde entgegenschlägt.

In den Krautgärten, in denen die Obstbäume stehen, oft schon von früheren Hausvätern gepflanzt, haust das Heer der Raupen, nimmermüde, gefräßig, auch in der Nacht nicht ruhend. Sie finden immer noch ein Blatt, fressen, verdauen, fressen. Ohne Aufhören geht es vom Tage in die Nacht und wieder in den Tag hinein. Ein leises Rauschen dringt von ihnen her; nur der Hauch eines Rauschens ist es, aber er setzt sich im Ohre fest, verbeißt sich darin und ist stärker als alles. In langsamem Aufeinanderfolgen, hier und dort, kommen leichte, klatschende Schläge herüber. Dann hat sich eins der Tiere von dem Blatt, an dem es nagte, von dem Ast, an dem es emporkroch, gelöst und ist zu Boden gefallen. Es wird aber nur wenige Augenblicke an seinem neuen Platze bleiben, wird sich aufmachen, seinen Weg stammaufwärts nehmen und nicht eher innehalten, bis es wieder einen Zweig und an ihm ein noch verschontes Blatt findet, um in seinem Werk ruheloser Zerstörung fortzufahren.

Dann flattert auch wohl ein später Vogel hastig von seinem Zweige auf, macht ein paar Flügelschläge, sitzt schon wieder. Tief in den Nestern, den Astlöchern, in Zweigen und Büschen ducken sich die andern in ihre Wartewinkel.

Ach, die Vögel, die kleinsten und liebsten Kinder dieser Erde! Wie fröhlich sind sie, wenn auch die Menschen fröhlich sein können. Wie begrüßen sie nach oft langer, ängstevoller Nacht die Sonne. Wie rufen, pfeifen, schlagen, trillern sie. Wie ruhevoll steigt ihnen der Sang aus der Brust, wenn in allen Nestern die junge Brut unter dem wärmenden Leibe der Mutter im Ei wächst.

Aber sie verbringen nicht den Tag mit fröhlichem Nichtstun. Sie sind fleißig wie die Menschen, reinigen Bäume und Sträucher von allen Feinden, von Larven, Raupen, allerlei Gewürm. Sie durchschneiden die Luft mit schnellen Flügeln und greifen Fliegen, Mücken und Käfer. Die guten Freunde des Menschen sind sie in allerlei Kleinarbeit.

Aber wie traurig wurden sie in diesen Wochen. Wie zogen sie sich immer mehr in Büsche und Sträucher, Scheunen und allerlei Versteck zurück. Die Furcht kam sie an vor diesem Heer niedrigsten Gewürms, als sie sahen, wie es in Feld und Garten die Herrschaft an sich riß. Ihre Flügel versagten vor diesem Unrat, der Legion hieß. Sie nahmen die Nahrung, die sie zum Leben nötig hatten; aber die fröhliche Lust, mehr für den Menschen zu tun, zu säubern, wo sie nicht verzehren mochten, die schwand in ihnen. Ihr Morgen begann nicht mit Gesang; und der Abend endigte nicht mit ein paar fröhlichen Tönen. Still saßen sie auf den Zweigen; und still zogen sie auf ihren hastigen Fahrten von einem Versteck zum andern. Die letzten Tage haben sie gar vollends stumm gemacht. Nur in den Nächten spürt man sie mehr, als es sonst ihre Art war. Denn häufiger als sonst schrecken sie auf, suchen sich einen anderen Nachtplatz.

An einem frühen Vorabend ging Jona den Weg in das Moor, die Büchse über dem Rücken. Unter einer graurindigen alten Eiche hielt er an, sah einem Kleiber zu, der wie ein geschwindes Mäuschen um den Stamm herum von unten nach oben und wieder nach unten lief, die rissige Rinde nach Gewürm und Larven absuchend. Da fiel über ihm ein grauer Falke in das Gezweig ein, lüftete die Flügel noch einmal, legte sie dann an den Leib. Jona stand frei unter dem Baum. Denn wie sollte er sich verbergen wollen? Ihm fiel es nicht ein, den Räuber zu töten, weil er in seine Hand gegeben war.

Der Vogel saß da. Langsam und bei jeder Bewegung ein wenig nickend, bewegte er den Kopf nach allen Seiten, suchte wohl die niedrigeren Bäume und die Büsche ab. Auch nach dem freien Felde drüben wandte er sich, nach einer Lerche auszuschauen. Zuletzt senkte er den Blick ganz nach unten zu Jona hin, erschrak aber nicht vor dem Menschen, der da stand, und entflog nicht.

War das Tier denn blind? Es war schon wie ein Wunder, daß es einen Baum, unter dem ein Mensch stand, zum Ruheplatz gewählt hatte; daß es aber nun nicht sogleich abstrich, machte Jona fast bange. Er wollte die Büchse nehmen, den Vogel herabholen und sehen, was das denn für ein wunderlicher Falke sein mochte. Aber er tat es dann doch nicht. Die Natur schuf in diesem Sommer ja noch andere Dinge als ein solches Tier. Er trat also ganz in den Weg und ging, wartete, daß der Räuber nun entfliehen sollte. Da er sich nach einigen Schritten umwandte, sah er, daß der Vogel noch auf seinem Ast saß, ruhevoll den Kopf nach allen Seiten wandte und Sträucher und freies Feld absuchte. Jona erschrak; und mit geducktem Kopfe schritt er aus, als erwarte er in jedem Augenblick, daß ein Schlag von hinten her seinen Nacken treffe.

Am Waldgraben unter den blauschwarzen Fuhren sah Jona die Haufen der Ameisen. Die Bewohner waren in Bewegung wie sonst nie um diese Jahreszeit. Alles war unterwegs und in Arbeit. Sie schichteten schon den Bau für den Winter, zwei Monate vor der Zeit? Es beunruhigte ihn auch, zu sehen, wie sie die Winterwohnung herrichteten. Sie legten sie von unten her so breit und mächtig an, als wollten sie einen Turm bauen.

In anderen Spätsommern war das nicht ihre Art. Deutete es auf einen frühen und harten Winter? Jona dachte mit großer Unruhe im Herzen an sein Vieh, seine Kühe und Schafe. Wie wollte er sie durch einen solchen Winter bringen?

Drüben auf der hohen Pappel, die allein am Eingang des Dorfes stand, lärmten heute schon die Stare. Sie störten sich gegenseitig auf, lösten sich in Scharen aus dem Gezweig, flogen ein paar große, weitausgreifende Bogen, fielen dann wieder in die Äste und Zweige mit dem in der dörrenden Sonne dünn gewordenen Laub ein. Andere kamen dazu, wurden lärmend empfangen, schrien, kreischten, pfiffen dann im Heer mit. Jona wußte, daß sie so taten in der Zeit, wenn sie sich zum Abzug in die Winterheimat sammelten. Aber bis dahin mußte die Sonne doch noch oft untergehen?

Er wußte auch, daß die Stare in diesem Jahre nur einmal gebrütet hatten. Auch das deutete auf einen früh einsetzenden Winter, der hiernach so zeitig kommen mußte, wie noch nie ein Winter gekommen war. Seine Unruhe stieg. Ein Mensch kann wohl irren, und Menschen sehen kommende Dinge oft falsch; das Tier irrt sich nicht und sagt Kommendes nicht falsch voraus.

Über das Brachland herüber sauste seine Schafherde. Er wußte es wohl, sie wurden von niemand getrieben, taten es aus sich selber. Er sah sie in diesen Wochen zuweilen so; eins machte es vor, die anderen taten es nach. Soeben rupften sie noch ruhig die verstreuten Grasspitzen, plötzlich hoben sie die Köpfe; und dann stoben sie alle im Angstlauf ab, der sie bis in die hinterste Ecke des Feldes trieb; es war, als ob sie von einem unsichtbaren Feinde gejagt würden. Dort hielten sie an, steckten den Kopf an die Erde, stießen die Nase fast in die Erdschollen, mit heftig fliegenden Weichen. So harrten sie eine lange Zeit. Darauf löste sich der verknäuelte Haufe; ein Tier trat heraus, ein anderes folgte, zuletzt wanderten sie alle friedlich zurück, bis sie wieder auf ihrem Weideplatz angelangt waren, rupften Grasspitzen und Disteln und taten, als wäre nichts gewesen. Aber das schien wohl nur dem Menschen so. Denn es mußte doch etwas um sie herum, über oder unter ihnen sein, das sie sahen oder spürten, das ihnen Angst machte. Nur die stumpfen Sinne des Menschen konnten es nicht wahrnehmen.

Es dunkelte schon, als Jona vor Hof Kroog stand. Über ihm waren ziehende Graugänse. Er sah sie nicht, hörte nur ihre orgelnden Rufe aus der Höhe. Er hörte auch ihre Flügelschläge. Sie nahmen ihren Flug nicht hoch wie am Tage. Ihre hastigen, schweren Schläge kündeten ihm, daß sie auf ihrem Zuge eilten. Sie nahmen die Richtung nach Südosten.

Wollten sie jetzt schon in die Heimat der großen Seen und Ströme, ihre Winterplätze? Witterten sie nahenden Schnee und Frost? Oder zogen sie nur ab, um bessere Futterplätze zu suchen, als alles Land weitum sie ihnen geben konnte?

Nicht nur die Hofväter, auch die Knechte und Mägde hatten in dieser Zeit keine Kurzweil wie in anderen Sommern. Sie arbeiteten lieber tüchtig, um darnach auch gut feiern zu können. Aber diese Erntetage lehrten sie, daß auch sie würden entbehren müssen. Wenn die Hofmutter nicht wußte, woher sie das Mehl nehmen sollte, konnte sie auch die weißen, großen Festbrote nicht backen.

Zuletzt eilten doch alle. Jeder fühlte es: Das Wetter würde sich ändern. Das aber konnte nur Wind und Regen bedeuten.

Es kam vor, daß die Pferde vor den Erntewagen plötzlich unruhig wurden, schnoberten, mit den Hufen stampften und auf keine Weise beruhigt werden konnten. Sie kümmerten sich dann nicht einmal um die Fliegen und Mücken, die sie dicht wie Bienenschwärme umgaben, sahen sich nach den Menschen um, die hinter ihnen Garben und Halme auf den Wagen luden, als wollten sie fragen, ob denn keiner von ihnen merke, was da werden solle.

Zuweilen ergriff es sogar die Mägde, die auf dem Wagen standen und die Garben zurechtlegten. Eine wollte es bei aller Hitze plötzlich wie Eishauch an den Beinen gefühlt haben. Eine andere schrie auf, wenn sie in der Garbe eine lebendige Maus faßte. Davon gab es allerdings auch so viele, daß man solche Mengen von ihnen nicht für möglich gehalten hätte. Überall huschten sie, legten große Gänge zwischen den Stoppeln an und scheuten kaum vor den Menschen. Sogar Ratten sah man häufig. Diese Tiere in der Erntezeit auf den Feldern, daran wußte man sich nun gar nicht zu erinnern. Und so konnte es geschehen, daß selbst die eine oder andere der Mägde nicht auf dem Wagen unter den Garben aushalten mochte. Begann aber erst eine damit, dann folgten bald andere nach.

EIN SOMMER. VON FRIEDRICH GRIESE

Drei Tage lang lagen die Höfe wie in dichtem Rauch. An jedem frühen Nachmittag kroch er langsam über die Westhügel heran, breitete sich dort aus, senkte sich herab und füllte das Tal schnell. In der Nacht ballte er sich dick und zäh um alle Wände, drang gar durch Löcher und Ritzen. An den Vormittagen strich er zurück, kletterte die Hügel wieder hinan und verschwand die jenseitigen Hänge hinab.

Am ersten Abend meinte man, es sei wirklicker Rauch. Vielleicht brannte das Moor, die Heide; aber diese Meinung gab man bald auf. Es schien wohl Rauch zu sein, aber er roch nicht; und überdies kam und schwand er immer um dieselbe Zeit. Niemand wußte die Deutung. Am dritten Tage hatte man sich an ihn gewöhnt, wie man auch die Dürre zuletzt hingenommen hatte. Es war Schickung. Niemand konnte es ändern. Um den Frühherbst würde der ganze Spuk verschwinden. Wenn nicht eher, dann kamen die Regenwolken.

Am vierten oder fünften Tage blieb die Luft wieder klar. Aber nun brannte der Abend in einem aufgreifenden Licht, das einem Angst machen konnte, so grell in gelben und braunroten Streifen deckte es dort den Himmel über den Hügeln. Auch die Häuser und Ställe brannten gelb; und die Weidetiere gingen mit einem gelben und braunen Schein. Zugleich wurde der Himmel niedrig wie eine flache Schale. Die Sterne hingen wie kleine, giftige Brände an ihrem Ort. Der Mond war voll und blähte sich wie eine Blutblase. Aber alles überstrich der Schein des Sternes, den Jona vor Wochen schon und zuerst gesehen hatte.

Am achten Abend kam in der Luft ein Sausen auf. Man spürte es noch nicht an den Gliedern, hörte es aber. Es ging ganz hoch über den Höfen dahin. Wälder wuchsen plötzlich hoch oben in der Luft, mächtige Sturmwinde gingen hindurch, beugten die Stämme, schüttelten die gewaltigen Äste mit den ausgreifenden Zweigen, heulten darüber hinweg, schliefen ein und bliesen dann wieder wie tausend tolle Winde. Nun standen die Sterne wie kleine, halb erblindete, böse Augen im unendlichen Raum, wurden ganz verdeckt, blinzelten dann wieder heimlich und flackerten in dem Sausen wie verwehte Lichter. Der Mond aber hing unter ihnen, häßlich, blaß, wie ein verquältes, tückisches Gesicht.

Das Sausen währte Tag und Nacht, ging am Tage wohl einmal hohler und leiser, brach in der Nacht aber wieder vor; und niemand fand vor ihm den Schlaf.

Am zwölften Abend wurde es wie vor einem jähen Wort still. Höhe und Ferne wurden dunstig, verhängt. Die Nacht breitete sich niedrig, grau. Die Leute von den Höfen horchten hinaus, öffneten die hölzernen Laden, die sie in den letzten Nächten immer geschlossen hatten, sanken dann in den Schlaf. Nur Jona konnte sich ihm nicht hingeben; er spürte Unheil, erhob sich von seinem Schaffell und ging in das Freie.

Er blickte aufwärts nach der Stelle, wo er vor Wochen ein neues Licht wahrgenommen hatte. Klein, feindlich blinkend, so hing es in der dunstigen Höhe. Wo kam es her? Würde es bald nicht mehr sein? Und wohin ging es dann?

Er schrak auf. Im Westen schien sich über den dunklen Baumhäuptern eine Wolke aufzunehmen, klein wie eines Kindes Hand. Aber noch wußte er nicht, ob sein Auge Wahrheit gab. Denn immer dunstiger, verdeckter wurde die Ferne. Und doch schien es ihm, als ob da ein Wölkchen werden wollte.

Er wußte, daß von dorther der Regenwind kam, der die Fruchtbarkeit der Felder brachte, das Leben. Dort war das Meer, das Jona noch nicht gesehen hatte, nach dem er auch keine Sehnsucht trug. Er war ein Jäger und Ackersmann, ein Bebauer des Feldes und ein Heger des Wildes. Was zog ihn zum großen Meer? Aber der Wind kam von dort, der die Fracht der Wolken trug, der Sturm, der im Vorfrühling das Eis der Teiche und Moorseen brach. Und deshalb blickte er dorthin.

Ein Windstoß kam, der erste. Die Dunstwand teilte sich, klaffte auseinander wie ein Vorhang, floh nach beiden Seiten. Und da sah Jona, daß über dem Düster der Baumkronen eine kleine Wolke schwamm.

Nun ging der Wind schon mit mächtigem Atem, kam nicht mehr linde, zaghaft. Er strich wie eine Welle ohne Ende durch die Gärten, brachte Staub und dürre Blätter, stieß alles vor sich her und verging drüben auf den Weiden in einem brausenden Ächzen und Schnaufen. Er strich von da herüber, wo über dem schwarz gereckten Wald das Inselchen schwamm, der dunkle Kern, das Wölkchen, groß wie eines Mannes Hand, das eine Wolke werden wollte, ein grauer Regenhimmel.

Und dann war Sturm da. Die Nacht wurde dunkel. Aus dem Wölkchen war ein Leib geworden, der das Haupt nach Norden gelagert hatte, sich dehnte, anschwoll, die Arme eines Riesen streckte, die Brust berghaft weitete.

Ein Heer von Leibern wurde es, jagte in den Lüften gegen die Höfe heran.

Noch konnte Jona mit seinen Augen Bäume und Häuser, die wie kleine, hingeworfene Klötze dalagen, auseinanderhalten. Die Wipfel der alten Buchen und Eichen an der Dorfstraße wurden erdwärts gedrückt. Sie schlugen nicht wild mit den Ästen, neigten sich nicht vor und zurück. Wie ein einziger Sturmstoß, ohne eine Pause der Stille, brauste es über sie hin.

Dann hörte Jona es krachen, splittern und dumpf fallen. Mit einem häßlichen, ächzenden Sausen brach hier ein Baum zur Erde, wurde drüben einer mit allen Wurzeln aus dem Boden gerissen. Ein Ast, gegen ihn geworfen, traf ihn; gleich darauf rann es warm an seiner Wange herab. In den Kammern hier und da hatte man Lichter angezündet; jetzt löschte man sie überall wieder.

Und dann wurde es völlig finster. Denn was soeben noch ein Heer mit bald aufgelösten, bald wieder gesammelten Gliedern gewesen war, das schloß sich nun in einem einzigen Auseinanderfließen zu einer scharfgerandeten, auftürmenden Wand zusammen. Der oberste Rand flog dem höchsten Punkt des Bogens über den Höfen zu; der Grund wuchs aus schwarzgähnendem

Meer immer neu. Der Sturm legte sich, erstarb wie ein Hornruf. Nach Mitternacht und Mittag ruhten die Enden der auffliegenden Wolkenwand auf der Erde, überdeckten, nach beiden Seiten vorgestoßen, immer neue Breiten und füllten alles mit Finsternis. Die Spitze aber glitt, nun schon dem fallenden Bogen folgend, wie ein Pfeil dem Osten zu.

Noch immer strömte der Regen nicht. Es fiel nicht einmal ein Tropfen. Nicht das geringste Tröpfchen netzte die ausgedörrte Erde.

Aber dann geschah etwas, was Jona erschrecken ließ. Denn da er sich wenden, zurück auf den Hof und dort in die Ställe zu seinen Tieren gehen wollte, war es ihm, als ob doch ein Tropfen Naß auf seine Hand fiele. Er wandte das Gesicht aufwärts und hörte ein leises und singendes Rauschen über sich in der Höhe. Ja, es fiel wirklich warm auf Stirne und Kinn und auf die ausgestreckten, geöffneten Hände. Es regnete; es begann zu regnen.

In dem Augenblick aber, da die ersten Tropfen sein Gesicht trafen und da, wie er hörte, auch die wenigen Blätter auf den Bäumen und der Erdboden getroffen wurden, war es wie ein einziger Schrei um ihn. Der kam aus den Kehlen aller Vögel, die geduckt in ihren Winkeln saßen. Auch die Rinder auf den Weiden brüllten. Die Feldhühner, die unter den versengten Unkrautstengeln und zwischen den Stoppeln saßen, schrien auf. Und vom Moor herüber hörte er hoch und kurz den Ruf der Wildenten, die auf den verschlammten Tümpeln saßen. Nach diesem einen Schrei war alles wieder still.

Jona hatte es wohl gehört; der Laut klang in ihm nach, war nicht der Ruf der Freude, war wie ein Schrei der Angst gewesen vor einer Hand, die stark und zornig treffen will. Da verließ er seinen Platz, ging auf den Hof. Seine Augen sahen nun nichts mehr; aber er wußte den Weg auch im Dunkeln. Und wo es nötig war, tastete er sich an einem Torweg, an einer Mauer, an einer Hauswand vorwärts.

Diese Nacht war der Anfang einer bösen Woche.

Am Morgen ging die Sonne nicht auf. Sturm schnob mit Kälte, klatschendem Regen und sausenden Hagelwettern über die Höfe. Tiefe Finsternis deckte alles.

Auch am zweiten Tage hellte sich der Himmel nicht auf. Der Regen rauschte wie in der ersten Stunde. Ein Meer hatte sich über den Höfen angesammelt und ergoß sich nun ohne Aufhören über Weiden, Äcker und Wiesen. Und auch der dritte Tag brachte die Sonne noch nicht. Sie war wohl überhaupt nicht mehr vorhanden, hatte den Weg verloren und irrte nun blind durch den Raum. Die alten Mächte regierten nicht mehr; andere, den Menschen feindliche, hatten ihnen den Herrenstab abgenommen. Verlassen lagen die Höfe unter abgedunkeltem Himmel. Man konnte am Mittag schlafen gehen und um Mitternacht das Lager verlassen.

Am vierten Tage füllten sich alle Brunnen mit Wasser bis obenhin. Es trat über den Rand, lief auf die Höfe, wusch das Erdreich an den Grundmauern der Häuser und Ställe fort, trieb in die Keller und füllte sie.

Dazu hörten die Wasser der Höhe nicht auf, sich zu ergießen. Schmutzige Wogen schlugen gegen die Türen, fanden Risse und Löcher und schickten ihr Wasser in die Häuser, in Kammern und Stuben. Allerlei Unrat fand mit ihnen den Weg zu den Menschen. Die Tiere, die in der Erde ihre Wohnung gehabt, sie vor dem eindringenden Wasser verlassen und dann den Tod gefunden hatten, wurden in die Häuser gespült, lagen vor dem Herd in der Küche, unter dem Bett in der Kammer. Frösche kamen zu Hunderten, in ganzen Heeren; und niemand wußte, wo sie in der Zeit der Dürre ihre Heimat gehabt hatten. Man konnte sich vor ihnen nicht retten. Und so viele man auch voll Ekel aus dem Hause schaffte, ihre Zahl wuchs immer neu. Eine der Mägde vom dritten Hof fand sie in der Wiege ihres Kindes; es war erst einige Wochen alt. Sie riß es, vor Abscheu schreiend, aus den Kissen und lief mit ihm auf die Straße. Man hörte ihre Stimme noch lange von dorther.

Am sechsten Tage kam eine kleine, graue Helle auf. Der Himmel verschloß sich. Und die Wasser verliefen allmählich. Am Mittag dieses Tages, der so hell war, daß man die Höfe hinauf- und hinuntersehen konnte, wurde man den Schaden gewahr, den die wenigen Minuten des Sturms in der ersten Nacht angerichtet hatten. Von den hundertjährigen Eichen war keine unversehrt. Die größte Zahl lag, abgebrochen, zerborsten, oft wie aus dem Erdreich gezerrt, am Boden; die übriggebliebenen standen mit zerschlagenem Astwerk da.

Unter einer sah man, mitten auf der Straße, ein Rudel Rehe. Die Tiere hatten die Köpfe gesenkt und hoben sie erst, als hier und da eine Tür geöffnet wurde, Menschen heraustraten. Aber sie entliefen nicht. Langsam trotteten sie die Straße hinab und verschwanden in dem grauen Nebel, der über den Feldern lagerte. Niemand dachte daran, sich ihnen zu nähern.

Einige Tage darnach gingen die Männer über die Äcker und sahen den Schaden, den die stürzenden Wasser angerichtet hatten. Die kleinen Hügel abwärts bis in die Gründe waren breite und tiefe Rinnen gewaschen. Man konnte sie nicht übersteigen; man mußte sie durchwaten wie mit Schlamm gefüllte Flußbetten. Langgestreckte Haufen Erde, mit Steinen vermengt, lagen an ihrem Fuße zusammengetrieben und bildeten weite, wüste Flächen. Bäume und Büsche auf den Ackerrainen waren unterwaschen, vom Sturm entwurzelt und lagen mit zerschlagenen Ästen und aufragenden Wurzeln da. Nicht selten sahen die Männer in den Fluten verendete Tiere: Feldhühner, Hasen, gelbfellige Rehkitze. Die wenigen Halme, die man nicht mehr unter das Dach hatte bringen können, hatten die Wasser geknickt, aus dem Boden gelöst und mit Steinen, gebrochenen Zweigen, vergilbten Gräsern zu Haufen geschichtet.

Am achten Tage schien die Sonne. Aber ihr Licht war bleicher als gewöhnlich. Wie eine mattgelbe Scheibe hing sie in bleigrauem Dunst und verbreitete Kühle.

Über den Äckern aber lagerte noch tagelang ein leichter Rauch wie von einem Ofen.

GEDICHTE VON FRIEDRICH GRIESE

GESANG DES SÄEMANNS

Immer nur denke ich dein, ewiges Land,
Land der deutschen Seele. Wie abseits liegst du
allen anderen Ländern. Nimmer mangelt dir
Sonnenschein.

Aber auch nicht des jagenden Sturms ermangelst du,
nicht der brausenden Nebel. Mehr als des heiteren
Tages Sonne wächst dir des sinkenden Abends
Dämmerung.

Immer doch denke ich dein, heilige Heimat,
tief in willigem Herzen tragend erhabener
Sendung Ruf, deinem Acker zu sein der getreue
Säemann.

Glücklich der Säer, winkt dem trächtigen Acker
einmal der Garbentag. Fröhlich sitzt er am festlichen
Tische, singend bei heiterem Krug den seligen
Erntegesang.

GESCHLECHTER

Aus euren Gräbern steigt ihr ewigen Schrittes, Väter,
starkragende meines Geschlechts, Vorväter aus allen
Tagen,
mit Willen entläßt euch die Erde; nicht hindert sie
euch, die euer war.

Einige wandeln am Meer, besteigen den Einbaum,
werfen
die Netze, die sicheren. Nimmer treibt Gewalt aus der
Höhe
sie in den Hafen, den bergenden, nimmer
das Unheil der Tiefe.

Andere brechen ins Dickicht der Wälder, fassen mit
sicheren
Augen die Fährte des Urs. Den Gewaltigen treibt der
hetzende
Ruf ihres Mundes. Nicht fehlt die Hand,
die unfehlbare.

Aber der Größte eures Geschlechts, der euch den Namen
gab, euch und mir den Namen — ein Wolf durch die
Heide,
strich er nach Beute, suchte und fand, er,
der Wolf, der Graue.

Auch ein Schäfer war unter euch, selige Väter, ein Heger
der Tiere. Fröhlich trieb er die Schar in den Morgen,
die fromme,
trieb und blies das Horn und segnete
sich und die Herde.

Doch nicht den Letzten eures Geschlechts vergesse ich,
nimmer den Letzten
kann ich vergessen, den Vater. Hart beugt ihn Krank-
heit des Alters,
lücket sein Haar und zwingt ihn
tiefer zur Erde.

Aber er pflügt den Acker, er erntet die Garben und birgt
noch die geworbenen. Hinsinkend zwar bricht ihm
die Kraft des Willens,
aber die dunkelnden Sinne noch spüren den
Ruch der Scholle.

Wehe, ihr alle, mir! Ihr schließt den Kreis um mich
eurer Hände,
schließt ihn fester und engt mich ein und schüttelt die
Häupter,
die wissenden Häupter, um mich, den Jüngsten,
den Fehlgeborenen!

Denn wer bin ich? Wie darf ich es wagen, bei eurem
Namen
euch zu rufen? Euer war alles, Flut und Ebbe des Meeres,
der rauschende Wald, so tief er war, euer
die Breiten der Äcker.
Ich aber wohne auf fremdem Grund. Die Schwelle des
Hauses,
der ich entschreite, die kargste Krume des Bodens
unter den Füßen —
uneigen und fremd ist alles. Ein Mietling
bin ich der Erde!

Öffnet den Ring eurer Hände. Doch fröhlich bin ich
im Schmerze.
Öffnet die Hände und reiht euch zur Kette und laßt
mich tastend
an ihr zum Ende gleiten; nein, nicht zum
Ende.

GEDICHTE VON FRIEDRICH GRIESE

Denn da ich dich, Vater, grüße, da ich das schüttere Haar in Ehrfurcht
dir um die Stirne lege, den Siegerkranz, und mit zagenden Augen
suche den Ort, der mich an die Kette
bindet,

Kommt mein Knabe gesprungen. Selige Väter, mich nennt
ein Knabe: Vater, wie ich euch nenne, ein Sohn!
Fröhlich im Schmerze: Euch gab einen Erben
der Fehlgeborene!

Laßt mich am Wege und nehmt den Sohn. Denn sein ist noch alles:
Das schwingende Rad der Sonne, der hoch am steigenden Bogen
in die Wölbung gehämmerte eherne
Kreis der Gestirne.

Er fängt im Bach die wendigen Fische. Wo seine eilenden Füße
Gras und Kraut am Wege treffen, wächst es nur ihm. Und immer
ruft zu seiner Jagd der tönende
Habichtruf.

So tritt er zu euch. In seiner Jugend, Vater,
unbedenklich tritt er zu dir und scheut nicht die Väter.
Hoch streckt er die Arme, gewendet den Blick
gen Morgen.

Ich nahm ihn von euch. So eilend sein Fuß auch schreitet, er wird
euch nicht entschreiten. Er geht dorthin, woher ihr gekommen:
Die Stirne erhoben, die Wimper gebadet im
Licht der Verheißung.

WALTER H. DAMMANN ZUM GEDÄCHTNIS / VON DR. HARRY SCHMIDT

Der Verewigte, dessen Gedächtnis diese Zeilen gelten, ist am 23. Juli 1883 zu Hamburg geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Nach dem Besuch des Johanneums seiner Vaterstadt wählte er 1902 das Studium der Baukunst und besuchte die technischen Hochschulen in Charlottenburg und Stuttgart, die ihn schon durch die Unterschiede des Volkstums anzogen. In den Ferien nahm er Mal- und Zeichenunterricht bei dem Hamburger Maler Siebelist und erlebte so die sinnlichen Elemente der Kunst durch unmittelbares Erfassen. Als Studenten berührte ihn zum erstenmal die Krankheit, der er nach zwei Jahrzehnten zähen Kampfes erliegen sollte. In Davos und Ospedaletti suchte und fand er, scheinbar, vorübergehend Heilung. Eine anschließende Seereise, die ihn über Venedig, Genua, Algier führte, erfrischte Körper und Geist. Seit Sommer 1905 studierte er dann Kunstgeschichte in Kiel bei Carl Neumann. Das Jahr 1908 sah die Vollendung der Studien in Straßburg unter Georg Dehio und Johannes Ficker, der ihm menschlich wohl besonders nahegestanden hat. Seine Doktor-Dissertation behandelte die St.-Michaelis-Kirche zu Hambug und ihre Erbauer. Sie fand eines Lichtwark hohe Anerkennung, der bekannte, aus dem Buch sehr viel gelernt zu haben, „nicht nur Materie, sondern, was höher steht — oder schließlich allein von Wert bleibt — Methode". Er rühmte „die mikroskopische Kleinarbeit und die makroskopische Leistung der Zusammenziehung", bezeichnete es als „meisterhaft, wie bei der endgültigen Analysis des Grundrisses von St. Michael alle Fäden noch einmal und endgültig in einem Punkt zusammengefaßt werden", und versicherte den jungen Forscher seiner „aufrichtigen Hochachtung vor dieser Leistung". Die zwei folgenden Jahre waren ausgefüllt durch eine etwa siebenmonatige Beschäftigung bei der Verlagsanstalt Karl J. Trübner in Straßburg (Mitarbeit an der „Minerva", Jahr- und Handbuch der gelehrten Welt), durch die Arbeiten zur Drucklegung der Dissertation, durch die Abfassung der Habilitationsschrift und andere wissenschaftliche Veröffentlichungen, von denen der Aufsatz über den Ursprung des Haubenturms besonders bedeutsam und zukunftsreich war. Weiter durchgeführt, wäre er ein Seitenstück zur Schrift über die St. Michaeliskirche geworden und hätte eine zum Teil auf ganz neuen Gesichtspunkten beruhende Arbeit über den Katharinenturm ergeben, den andern vollkommenen Typus dieser Art. Eine größere Reise in Italien bildete den Abschluß der Straßburger Zeit. Im Oktober 1910 habilitierte sich Dammann für das Fach der neueren Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule in Darmstadt mit einer merkwürdigen Schrift „Panorama und Tafellandschaft. Anfänge und Frühzeit der Landschaftsmalerei in Hamburg bis 1830". Er las, mit gutem Erfolg, bis zum Wintersemester 1912/13. Durch zu frühes Aufhören geldlicher Unterstützung sah er sich gezwungen, die akademische Laufbahn aufzugeben. Die Lage war verzweifelt. Schon hatte er sich entschlossen, Volksschullehrer in einem hessischen Dorf zu werden. Da bot sich ihm in Hamburg neue Möglichkeit. Zum 1. April 1913 kehrte er in die Vaterstadt zurück, nicht ohne Hessen ein Andenken bleibender Art geschenkt zu haben in jenem musterhaft gearbeiteten Inventar des Kreises Bensheim. Im Anfang war er in Hamburg ausschließlich als privater Schriftsteller tätig. Als solcher war er mehrere Jahre ständiger Kunstkritiker am Correspondenten und Fremdenblatt und suchte vornehmlich Sinn und Ziel moderner Kunstbestrebungen den Lesern zu vermitteln. Aber schon im Juli 1914 kam er zu Brinckmann an das Museum für Kunst und Gewerbe als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter. Neben seiner Arbeit im Museum widmete er sich einer ausgedehnten Vorlesungstätigkeit beim Vorlesungswesen der Oberschulbehörde und an der Universität, dazu erteilte er Unterricht an zwei Frauenschulen in Kunstgeschichte und Kulturpflege.

Das Jahr 1921 brachte ihm dann endlich auch die äußere Selbständigkeit: Die Stadt Flensburg berief ihn als Direktor ihres Kunstgewerbemuseums. Flensburg ist Dammann fast zur zweiten Heimat geworden. In Flensburg fand er nach schweren Kämpfen innere Ruhe und ein kurzes Glück. In Flensburg bot sich ihm endlich

---

Der obenstehende Aufsatz ist ein Teil eines Nachrufes, den ich zum Gedächtnis des so früh dahingegangenen Mitbegründers und Mitherausgebers der Zeitschrift „Nordelbingen, Beiträge zur Heimatforschung in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck" in „Nordelbingen", 5. Band, 1. Teil, S. IX ff. (Verlag Kunstgewerbemuseum Flensburg 1926) veröffentlicht habe. Ebenda auch Bildnis und Unterschrift Dammanns.

Hier ist alles fortgelassen, was auf „Nordelbingen", seine Geschichte und Dammanns Verdienste um „Nordelbingen" Bezug hat.

Ein Verzeichnis der Veröffentlichungen Dammanns, von Erwin Nöbbe zusammengestellt, findet sich „Nordelbingen", 5. Band, 1. Teil, S. 595 ff. Ihm wird, wer, durch die unten mitgeteilten Proben seines Schaffens angeregt, Walter H. Dammanns literarischer Tätigkeit weiter nachgehen will, leicht die erforderlichen Angaben entnehmen.

die Freiheit des Wirkens, deren er bedurfte. Hier konnte er seine Ideen ausführen, konnte walten und schaffen, soweit die Kräfte es ihm gestatteten. Denn freilich war das Klima ihm wenig zuträglich. Besonders litt er unter dem Frühjahr mit seinen rauhen, trockenen Ostwinden, die sich quälend auf die kranken Lungen legten. Dammann hat dem Museum in Flensburg ein neues Gesicht gegeben, unter ihm ist es der geistige Mittelpunkt der Stadt und des nördlichen Teiles des Landes geworden. Der neue Direktor richtete seine eifrigen Bemühungen nicht nur auf den Ausbau und die möglichst geschmackvolle Herrichtung der Sammlung, sondern faßte von Anfang an seine Aufgabe auch in der Weise auf, die man mit einem andeutenden Schlagwort vielleicht als Museumsextension bezeichnen könnte. Diese Tätigkeit ging darauf aus, durch Ausstellungen, Führungen, Veröffentlichungen und Vorträge möglichst allen Kreisen der Bevölkerung von Stadt und Umland die sachlichen und gedanklichen Schätze des Museums fruchtbar zu machen und das Museum einerseits mit den heimatlichen Geistesgrundlagen, andererseits mit den wichtigen künstlerischen und kulturellen Bestrebungen der Gegenwart überhaupt in Verbindung zu halten. Er war sich wohl bewußt, daß in dieser Beziehung gerade Flensburg besonders nachdrückliche Arbeit fordern mußte. Er, der bekannte: „Politik beschäftigt mich nur insoweit, als es sich um Fragen nationaler Kultur handelt", hat in Flensburg zugleich eine wichtige nationale Aufgabe erfüllt. Er stand dort als äußerster Vorposten deutscher Kunst und Kultur und fühlte sich als solcher. Ohne Säumen richtete er wertvolle Vortragsreihen ein, die Nordmarkvorträge, deren manche er selbst übernahm. Um ihn scharte sich bald eine festgefügte Gemeinde. Durch die Vorträge wie durch geschickt ausgewählte Ausstellungen und durch erzieherisch wirkende freundlich-aufschlußreiche Führungen befruchtete er das geistige Leben der Stadt und des nördlichen Schleswigs. Der Museumsextension diente in gewissem Grade auch „Nordelbingen" mit seinen Unternehmungen; darum ging er auch gern auf den Vorschlag ein, daß das Museum den Verlag übernehmen möge. In dieser weitverzweigten Tätigkeit, bei der er — trotz schwerer körperlicher Behinderung — bis in die letzte Zeit es noch ermöglichte, auch wissenschaftlich produktiv zu arbeiten, konnte er so recht seine wissenschaftliche Gründlichkeit und seinen praktischen Blick bewähren. Die ganze untere Sammlung des Museums ward einer sorgfältigen Bearbeitung unterzogen; im Obergeschoß aber schuf der Direktor einen Raum, in dem er mit ganzer Liebe waltete. Hier ordnete und vereinte er prächtige Möbelkunst, Silberarbeiten und edle Keramik, und deutlich kann der Besucher spüren, wieviel von seinem Herzen der Dahingeschiedene an diesen Raum abgegeben hat. Gerührt hat mich immer das Verhältnis der Hilfs- und Mitarbeiter zu ihrem Chef. Die alten treuen Beamten und Angestellten, die zum Teil schon Jahrzehnte dem Museum gedient haben, wetteiferten in zarter Rücksichtnahme, ihrem Direktor, den so oft das Siechtum bedrückte, sein Amt und seine Tätigkeit zu erleichtern. Dafür dankte er ihnen mit einer rein menschlichen Auffassung seines Amts und seiner Führerstellung.

Dammann war im Grundgefüge seines Wesens ein niederdeutscher Mensch, herb, spröde, zurückhaltend. Nur scheu und zögernd öffnete er sein Inneres, auch dann noch wohl in Sarkasmus und Ironie sein Gefühl verhüllend. Ein völliges Sicherschließen mochte sich ergeben, wenn ihn heiliger Zorn über Niedertracht oder Stumpfheit fortriß. Meistens wahrte er gemessenen Abstand zu Welt und Menschen. Er war seelisch ein einsamer Mensch. Und einmal ist er auch ganz allein gewesen, in jenem schrecklichen, kalten Winter, in dem ihm in seinen einsamen Räumen nicht einmal die Möglichkeit geblieben war, ein wärmendes Getränk zu bereiten, in dem keine Hand bereit war oder bereit sein durfte, sein zu pflegen und ihn zu hegen und seine Leiden und Nöte zu mildern und zu erleichtern. Es war, auch seelisch angesehen, wohl seine schwerste Zeit. Sie ging vorüber, als seine Häuslichkeit sich neu aufbauen ließ. Denn wie in den Jahren seines mühsamen Aufstiegs und vielfacher Verkennung ihm eine tapfere Frau zur Seite stand, die alles mit ihm teilte und alles mit ihm trug und ihm auch geistig eine Kameradin war und durch ihre Sorge das Licht hütete, das schon einmal erlöschen wollte, und ermöglichte, daß er Flensburg sah und die Entfaltung seiner Gaben, so war es ihm beschieden, daß wieder eine mutige, aufopferungsfreudige Frau ihm Sonnenschein und Wärme, Frohsinn und Behaglichkeit in sein Haus brachte, und als die Schatten immer länger und dunkler wurden, ihm alles tragen half in innigster Verbundenheit und alles zu lindern suchte in nie ermüdender Hingabe und Güte. Noch einmal wachte damals auch die Geselligkeit seines Hauses wieder auf, die er so sehr liebte. Bei edlem Wein und beim Duft der Zigarre zeigte sich so recht seine Fähigkeit, amüsant zu plaudern, wohl auch zu medisieren, zu scherzen, humorvoll zu erzählen, Eigenschaften, die auch in einigen seiner Briefe Triumphe feierten, in denen, wenn sich gerade Schwierigkeiten häuften, er wohl mit einem feierlichen *φίλτατε σύμμαχε* begann, um dann mit gewichtigem Ernst geschäftliche oder redaktionelle Fragen zu erörtern und etwa mit der witzigen Schilderung eines spaßigen Reiseabenteuers effektvoll zu schließen. In solchen Augenblicken spielten Geist und Witz um den sonst so streng geschlossenen Mund, dann konnte das große, ernste Auge aufleuchten in schalkhafter Freude oder gütigem Verstehen. An der Seite der Gattin gewann er auch wieder Mut und Schaffenslust, da baute die Seele sich wieder den Körper und zwang ihn zum Gehorsam, da straffte sich der Wille zu harter Energie, und Leistung fügte sich an Leistung.

Denn unerhört, hoher Bewunderung wert war die Arbeitskraft des Geistes, der in so gebrechlichem Körper herrschte. Bunt gemischt waren seine Interessen. Bei gründlichster wissenschaftlicher Schulung, mit der er auch penible Kleinarbeit tat, wenn sie sich als nötig erwies, war er alles andere als ein Fachgelehrter. Von der Geschichte der bildenden Künste, der Erkenntnis

ihres Wesens ausgehend, umfaßte er auch die Dichtkunst und Musik, die Geschichte und Philosophie mit liebender Anteilnahme. Dammann war Gelehrter und Dichter, Forscher und schöpferischer Künstler zugleich. Ihm war Kunst nicht bloß Gegenstand der Gelehrsamkeit, sie war ihm Sache des Herzens. Wenn gelehrter Verstand und schlagendes Herz so oft geschieden sind, bei ihm war beides verbunden in einer Person, Tun und Sein durchdrang sich in schönster Einheit. Er besaß die Gabe feinster künstlerischer Einfühlung. Aber mehr noch war ihm eigen: Vom Einfühlen und Empfinden drang er vor zum intuitiven Erfassen, zum Schauen. Die Hälfte seines Arbeitens war örtlich gebunden. Von der Hamburger Michaeliskirche und der Nordelbinger Volkskunst schweifte sein Blick in die Ferne zu den Künsten Babylons und Ägyptens und zum Größten von allen, zu Rembrandt. In seiner Dichtung „Die Welt um Rembrandt", niederländischen Novellen, die Gobineaus berühmten Renaissance-Szenen ebenbürtig sind, mit ihrer subtilen Kenntnis kleinster Einzelheiten und feinster dichterischer Gestaltung zeigt sich der wunderbare Doppeltrieb als Dichter und Gelehrter in der Vollendung. Seine Phantasie im Bunde mit der imponierenden Gründlichkeit und Breite des antiquarischen Wissens hat ihn befähigt, sich wie ein namenloser Zuschauer in Rembrandts eigenen Tagen zu bewegen, wie ein Zeitgenosse, der die Wirklichkeit von 1650 mit den Augen eines Visionärs erschaut. Im Spiegel der holländischen Geschichte, im Auf und Ab des niederländischen Volks- und Staatslebens erblickte er ein Abbild für das völkische Leben seiner Deutschen. An Hollands Geschichte wollte er zeigen, wie sich Sieg und Sturz in der Geschichte seines eigenen Vaterlandes wiederholt. Er selber hat mir diese Parallele gezogen und betont, wie sehr ihm daran lag, daß man sie fand. Das hohe künstlerische und nationale Ethos dieser gewaltigen geschichtlichen Bilderreihe, in der sich die Sprache zu gesättigter Bildhaftigkeit erhebt, macht „Die Welt um Rembrandt" zu Dammanns schönstem und reifstem Werk. Es ist seine größte Leistung trotz der stillen Schönheiten seiner Verse in seinen lyrischen Gedichten und dem Reimgespräch „Ariadne". War „Die Welt um Rembrandt" seinem Bruder Kurt gewidmet, der, schwer verwundet, 1918 vor Cambray verschollen ist, so verdankte „Ariadne" der Erinnerung an seinen Bruder Ewald, der 1917 fiel, seine Entstehung. Er ließ den toten Bruder seine eigend Stellung kundtun zu Erfüllung und Pflicht, zu Tod un- Leben, zu Vaterland und Freiheit, zu Liebe und Ente sagung. Auch des schmerzlich-süßen Tagebuchs aus der Straßburger Zeit, das Dammann unter dem Pseudonym Chomander erscheinen ließ, muß gedacht werden. Denn es läßt tief hineinsehen in sein Herz, das zwiespältige, ringende, tapfere, siegreiche. Das Tagebuch läßt ergreifend spüren, wie hinter der oft so kühlen Außenseite eine zarte und leidenschaftliche Seele lebte, wie reich und innig, wie hingegeben warm schöpferische Gefühle zum Ausdruck drängten.

Ohne Zweifel war Walter H. Dammann einer der begabtesten unter den jüngeren Kunsthistorikern und auch als Museumsleiter wie wenige erprobt und erwiesen. Mit ihm ist einer der feinsten Köpfe des kulturellen Niederdeutschlands dahingegeangen. Als Gelehrter, als praktischer Organisator, als Künstler hatte er große Gaben. Dabei war er eine Persönlichkeit von schlichter, rührender Bescheidenheit und Einfachheit. Sein Leben war kurz, aber von staunenswerter Inhaltsfülle. Noch eben, bevor die letzte lange Krankheit ihn niederwarf, erörterte er mit dem Vorsitzenden der Baltischen Kommission zu Kiel Pläne, die nur er durchführen konnte. Sein Tod hat sie für immer vereitelt. Ein reifes, reiches Leben liegt abgeschlossen vor uns. Trotz der Kürze ist es eine Ganzheit, es fehlt nichts. „Dies Leben war ein Ganzes, weil es heldisch gelebt wurde und heldisch ausging", hat einer seiner Freunde gesagt. Jahre und Jahrzehnte hat Dammann das Siechtum als ein Held getragen und dem kranken Körper immer wieder seinen unbeugsamen Willen aufgezwungen. Lange schon hatte der Tod, der fast vertraut gewordene Weggenoß, dies Antlitz gezeichnet, und mit Kummer und immer wachsender Sorge sahen die Freunde den Hauch unirdischer Schöne auf der hohen Stirn. Unter Dammanns Papieren hat sich der weit zurückliegende Entwurf eines Grabmales gefunden mit der Inschrift: Wir sind seines Geschlechts. Nach diesem Wort altgriechischer Weisheit hat er, der Verbundenheit mit dem Göttlichen gewiß, gelebt und gekämpft.

Einst hatte er, vorahnend fast, gesungen:

Septembertage, kühl und klar —
und wunderschön.
Der Sommer stirbt. O könnt ich so
von dannen gehn!

Sein Wunsch ist ihm erfüllt. Als der Sommer sich zum Scheiden anschickte, ist auch ihm die Erlösung geworden. Am 11. September 1926 hat ein sanfter Tod ihn von schwerem Siechtum befreit. Wir aber wollen nicht klagen; danken müssen wir, daß er soviel hat wirken und schaffen dürfen, und wollen in schwachen Stunden an dem Beispiel dieses Toten uns aufrichten. Seine Werke werden sein Gedächtnis bewahren, auch dann noch, wenn die Herzen der vielen, die ihn lieben und ehren, nicht mehr schlagen.

AUS WALTER H. DAMMANNS DICHTERISCHEM SCHAFFEN

H A M B U R G

Da, da erglänzen die Lichter
unserer geliebten Stadt!
und der gewaltige Strom
spiegelt aus rauschender Nacht
blinkende Feuer zurück;
laternenäugige Schiffe
ziehn majestätisch hinab —
harrt auch ferne Gefahr,
sicher und unbeirrt,
ernst, mit gelassener Kraft,
gleiten dem Meere sie zu.

Davos, November 1903.

E I N S A M E F R Ü H E

Horch doch! Horch!
Sie spricht, sie lacht. —
Wer denn? Die Welle,
der Wind im Walde.

Steht nicht . . . wer steht da,
am sonnigen Zaun?
Flattert ein gelbliches
Frühlingshaar?
Ach, wiegender Kätzchen
mailichte Schar —
ein Birkenstämmchen,
ein Weidenpaar.

Halt! Bienlein du,
in der glänzenden Luft,
spürst du nicht, trinkst du nicht
seligen Duft?
Gestern, wer kam
auf dem Wiesenwege?
O du lieber Weißdorn!
du reiches Gehege!

Ihr drängenden Wolken,
du grüßendes Blau —
so strahlt ihr das Auge,
so lacht sie genau!
so eilt sie, so säumt sie;
so zögert und träumt sie;
so trägt sie im Haar
das geschlungene Band . . .
o Liebe! Liebe!
O Himmel und Land!

Baden-Baden, 20. Dezember 1909.

H E R B S T

Septembertage, kühl und klar —
und wunderschön.
Der Sommer stirbt. O, könnt ich so
von dannen gehn!

So frisch durchhaucht, so tropfenblank
und sonnenrein.
Das müßt ein selig Abendrot
und Ende sein.

Nimm alle Gluten von mir hin,
und mach mich klar.
Nur eins noch, eh ich geh, nur ein
Septemberjahr!

Du rufst aus Regen, Glanz und Wind
die Frucht dir wach.
O, mach auch mich nach Sommersbrunst
zum Erntetag!

Hamburg, 6. Oktober 1902.

E I N L A U E R T A G

Allzuzeitiger Lenz,
trau ich dir, lächelnder Gast?
Weißliche Straße, und du,
schmeichelndes, blaues Gewölk,
täuscht ihr mir südliche Luft?
Morgen ist Nebel und Schnee. —
Nicht doch so grämlich gezagt!
Was ist herzliches Glück?
Zwischen Gestöber und Sturm
heimlich vom Frühling ein Hauch.

Stuttgart, Februar 1905.

N E U J A H R

Sausend drängt der Rhein die Fluten
Abwärts, abwärts, ohne Ende;
Ach, die Zeit entrauscht behende!
Feuchte Sterne, Lichtminuten,
Schießen auf den schwarzen Massen
Abwärts, abwärts, nie zu fassen . . .
Tatlos muß ich selbst mich hassen.
Wird der Hexenbann mich lassen,
Von mir gehn im neuen Jahr?

„Bettelmann am Rand des Lebens,
Warte! dulde! all vergebens!
Willst du frisch im Strome treiben,
Darfst du nicht am Ufer bleiben;
Kraft und Dauer zu gewinnen,
Kummer, Furcht und faules Sinnen,
Diesen mußt du erst entrinnen.“ —
Wohl! Mein Herz soll neu beginnen,
Tapfer sein im neuen Jahr.

„Glaubst du, Träumer, deine Sorgen
Schwinden mit dem Wandkalender?
Sei dein eigner Schicksalwender!
Zwölfe brummt es fern vom Dom.
Merkt's die Zeit? und hört's der Strom?
Endlos fließt Sekund' und Welle.
Auf, Geselle!
Dir erwacht mit jedem Morgen
Taubeglänzt ein neues Jahr.“

Straßburg, Dezember 1907.

EINIGE SIND SO AM HERZEN BESCHAFFEN

Einige sind so am Herzen beschaffen,
daß sie niemals selbander gehn.
daß sie immer schweigend von ferne stehn,
und wenn sie grüßen, klirren verborgene Waffen.

Einige ruhen auf weißen Meilensteinen,
blicken hin, wie der Ackerer Furche an Furche zieht,
blicken hin, wo der graue Weg aus der Welt in den Himmel entflieht,
und reden ein scheues Wort, wo müde gewordene Kinder weinen;

und wandern weiter und stehen an niedrigen Hecken,
sehen rüstige Frauen im Gütlein graben,
sehn, wie sie drinnen, am Tisch, um die Lampe, nun Abend haben,
hören, wie die Mädchen am Brunnen irgendeinen necken,

und wenden sich ab und warten, daß ihre Gedanken sich wieder straffen . . .
So sind einige am Herzen beschaffen.

Hamburg, 5. Juni 1913.

PFLEGEHÄUSER UND HEILANSTALTEN

Den Pflegehäuser und Heilanstalten
monatelang gefangen gehalten,
der tritt wohl ans Fenster, wenn Abend geworden,
und sendet Blick und Gedanken nach Norden,
und beginnt über eisige Felder zu wandern,
auf verschneiten Gletschern, zu zackigen Firnen,
gut Freund mit den nahen, ernsten Gestirnen . . .
dann reißt er sich los und geht in den Saal zu den andern.

Auch denen, die in einsamen Häusern leben,
werden seltsam reiche Gesichte gegeben.
Sie entschliefen bei Tage; nun kam die Nacht;
da sind sie erwacht
und erblicken das Fenster, dahinter das Feld;
in der Ferne sind Häuser und Bäume aufgestellt;
doch Leben und Wunder regt sich im nahen Bereich:
der Garten, die sandige Wiese, der Teich —
bei Tag sind das Dinge, tot ohne Hoffen;
— hat nun jedes stillgrüßende Augen offen.
Und ein Wind kommt auf, ein glückhaftes Gleiten;
wie sich da die dunklen Lande ausbreiten!

— Aber sie wissen wohl: wenn sie nun Licht anzünden
und sich in ihren vier Wänden finden,
so sind sie ganz alt und leer im Herzen . . .
dann müssen sie husten und tasten mühsam nach den Kerzen.

Hummelsbüttel, 23. Februar 1914.

FRAUEN

So helfen uns Frauen fraulicher Artung:
Sie spannen sich mit ein in die bittere Erwartung.
Sie leben, leiden jeden Schritt
mit dem Freunde mit.

Um teilzuhaben an blutigen Lasten,
umflechten sie sich fest mit Sorgen und Fasten.
Des Herbstes Gold und milden Schein
lassen sie nicht herein.

Auf sonnig schweigende Abendauen
— so friedvoll — vermeiden sie hinzuschauen.
Den Leid und Kerker quält und hält,
das ist ihre Welt.

Wenn die Schwestern rufen zu Sang und Geplauder,
überjagt sie mit Schütteln Fieber und Schauder.
Da: Flackern. Helle. Wie das loht!
War es der Tod? —

Nein. Liebender Herzen angstvolles Schlagen
kann uns über Brand und Fluten tragen.
Der tiefsten Hölle heiße Schuld
kühlt Mitgeduld.

27. September 1922.

DIE WELT UM REMBRANDT / VON WALTHER H. DAMMANN

Bei der Abreise von Leiden begibt sich unmittelbar vor dem Tor der Stadt ein kleines Mißgeschick: ein Achsenbruch an Heugens' Reisewagen. Aber neben der unvermeidlichen Mühle steht auch eine Schmiede am Wege; so wird der Schaden bald behoben sein.

Heugens tritt indes an eins der kleinen Bürgerhäuser heran, die Straße und Kanal hier draußen noch eine Strecke weit begleiten. Das auch jetzt, im Spätherbst, noch festlich prangende Gärtchen lockt ihn; er will es gern von dem Blickpunkt aus bewundern, für den es geschaffen ist. Wie er so auf dem Bänklein an der Hauswand sitzt, dem wonnigen Gefühl hingegeben, wie das edle Erlebnis ihm mehr und mehr ins Geblüt dringt — so tritt ein zwölfjähriges Kind heran, ersichtlich der Sohn des Hauses, und bringt ihm ungerufen ein Glas Milch. Heugens nimmt es dankbar entgegen und beginnt sich mit dem Knaben zu unterhalten. Sie sprechen vom Garten, und das Verständnis des Kindes für das kleine Paradies, das ihm doch alltäglich sein muß, ist überraschend. Der Junge erzählt, sein Vater habe ihm einen Silberstift geschenkt. Die Mühle und die Kähne auf dem Kanal könne man gut damit erzählen. Aber die Blumen ganz und gar nicht. Und bei dem „schönen Dunkel mit den Funken" habe er sich schier zu Tode gequält; es sei aber nichts daraus geworden.

Heugens verwundert sich über das „schöne Dunkel mit den Funken" und will es sich zeigen lassen. Da führt ihn der Knabe, etwa hundert Schritte weit, in einen Hof zwischen den ärmlichen, eng bewohnten Häuschen. Der Boden ist ungleich gepflastert, von Rinnsalen zerrissen; altes Gerümpel, zerbrochene Stühle liegen da herum. Zur Seite sitzt vor einem verfallenen Backhause eine Frau, die einen kleinen Hund absucht. Weiter hinten bildet ein schräges Dach einen niedrigen, offenen Schuppen, halb Werkstatt, halb Karrenstand. Hier, inmitten von Dunkelheit und phantastischem Durcheinander, arbeitet ein Scherenschleifer, gleichmütig tretend, über den Drehstein gebückt. Die Funken, die von der Klinge absprühen, geben auf den vorgestreckten Gesichtern des ehrfurchtsvoll zuschauenden Kinderkreises ein rasch verhuschendes, stets erneutes Licht. Und Heugens selbst blickt all dem zu, gefesselt und vollauf beschäftigt, bis sein Fuhrwerk wieder hergestellt ist. Der Name des kleinen Funkenfreundes — man fragt Kinder ja stets nach ihrem Namen — ist: Rembrandt Hermannssohn.

. . . .

Schon vor einer Weile haben Turmuhren und Betglocken ringsum die Mittagsstunde abgeklingelt.

Jetzt steigt auch der Maler vom Stufentritt herunter, zerrt ihn beiseite, legt Pinsel und Farbenbrett darauf und entledigt sich seines Kittels. Unverwandt haftet sein Blick auf seinem Werke.

Das steht schon im Rahmen. Ein Lattengerüst hält es an der Stelle fest, wo es später an der Mauer haften soll. Die Tageserhellung ist die endgültige; und der Künstler findet, tief aufatmend, seine Lichtrechnung zutreffend. Den Vogel am Gürtel der geputzten Kleinen ganz hinten hat er noch aufgeweißt, den Beutel in der Stabhand des Hauptmannes gedunkelt — das schien ihm nötig. Den Behelmten da rechts, dessen Augen nur scheu über den Arm seines Vordermannes wegblicken, höher zu machen, wie ihm noch eben angesonnen wurde, hat er lächelnd abgewehrt, mit den Worten der Schrift: Welcher ist unter euch, der seiner Länge eine Elle möchte zulegen, ob er gleich darum sorge? — Reutenburg, der schwefelgelbe Lichtengel, ist zufrieden. Franz Bannig Kock, der riesenhafte Hauptmann, kläubelte Bedenken: gar zu herrscherlich findet er sich. Er hat ausführlich von jenem Florentiner Baumeister erzählt, der dem klugen Magnificus eine steinerne Königsproklamation geschrieben hat — die habe der ungekrönte Fürst weislich einem ehrgeizigen Mitbürger überlassen, zu dessen blutigem Schaden . . . Der Maler hat mit Vergnügen gelauscht. Was soll das alles seiner Kunst? Er weiß es: ein Bild gleich diesem ist in den Niederlanden noch nicht geschaffen worden; und im gesegneten Italien auch nicht.

Er reißt sich los und will gehen. Ein kleiner, behender Mann — er kennt ihn wohl; doch ist er ihm noch nie begegnet — vertritt ihm in der Tür den Weg und erfragt kühl und barsch Erlaubnis, das Bild zu betrachten. Der Künstler verneigt sich und bleibt höflich noch eine Weile stehen. Er weiß, was kommen wird: befremdlicher Gedanke — monarchische Komposition — Vernachlässigung der vielen Sehr-Ehrenwerten, die doch alle dazugehören . . . nichts dergleichen wird vernehmlich. Der kleine Herr rennt vor dem Bilde auf und ab, besieht sich alles sehr genau, spricht aber kein Wort und verrät durch nichts sein Urteil. Der erfahrene Künstler sieht sehr wohl, daß der Mann die Sache versteht. Und fast beklommen erwartet er eine Äußerung. — Plötzlich stürmt jener an ihm vorbei, rufend: „Ganz gleicher Meinung . . . dumme Spießerbande . . . famos geärgert . . . ist aber alles Nebensache! Werden mich brauchen können, mein

Lieber! Nur dreist zu mir kommen, wenn es soweit ist.“ Und verschwindet.

Das war Herr von Heytheusen. — Rembrandt schreitet langsam durch den Vorhof des Kolubrierhauses und wundert sich selbst, daß diese putzige Begegnung so heiße Genugtuung in ihm erzittern macht. Und wundert sich auch nicht: die Gefahr ist es, die ihn vor sich selbst erhöht. Die sieht er jetzt zum erstenmal hart und scharf mit Augen. Jener halbverrückte Wunderling — der einzige, der sein Werk von Herzen billigt?

Der Mann, der seinem geliebten Hause in der Breiten Gasse zuwandert, ist kein Mystiker und nicht ein bißchen dünkelhaft. Wer ihm von Dornenkrone und Glorienschein spräche, den würde er mit einem Witzwort abtun und stehen lassen. — Aber dies ist Mitt-Tag, und vor des Künstlers Augen erbaut sich, wie er schreitet, ein neues Bild; und alle Wohlgebetteten von Amsterdam, die ihm begegnen und ihn grüßen, freundlich und gut, wie Ihresgleichen — er sieht sie nicht und dankt ihnen nicht und geht wie an Ketten gezogen . . .

Er sieht den König der Vorzeit, dem die Sphinx mit Rätselworten seinen Abend verkündete: auf drei Füßen werde er gebückt einhertrotteln und Sinnloses lallen wie ein Kind. O nein — er ist wohl alt, blind, verlassen, geächtet; aber hoch aufgereckt zwischen Klippen und Eichen zeigt er die Stirn der absinkenden Sonne; der Meerwind singt in seinen Ohren, und in leeren Höhlen spiegeln sich ihm Götter und Titanen.

. . . .

Seit jener Begegnung vor dem großen Schützenbilde sind Heytheusen und Rembrandt nicht wieder zusammengetroffen. Sie haben das beide nicht anders erwartet. Aber Heytheusen hat aus der Ferne sehr genau beobachtet, was der Maler tat und erlebte. Auf dem neuen Grundstück an der Kaisergracht wird vorn gebaut, emsig, aber nicht ohne mancherlei Stockung durch Planänderung des an Einfällen und Eigensinn gleich ergiebigen Bauherrn. Der Garten hinterm Hause blüht, in diesem Sommer sich selbst überlassen, aus unerschöpflicher Fülle. — Als Heytheusen vom Sterben Saskias hörte, hat er einen ganzen Karren voll Rosen in die Breitengasse gesendet, sich selbst aber nicht blicken lassen. Rembrandt hat ihm für beides gedankt — für die Blumen mit Worten, die ein Schüler überbrachte, für seine Zurückhaltung im stillen.

Jetzt ist der Juli fast zu Ende, und Saskia liegt schon seit Wochen unter ihrem Efeu. Der kleine Titus ist fast ein Jahr alt.

Immer noch aus schonender Entfernung erkundigt Heytheusen sich nach dem Witwer. Er hört, daß Rembrandt in schlimmster Verstörtheit untätig und ohne zu leben seine Tage abwartet. Da beschließt er, einzugreifen.

„Vor Strebsamkeit und einfältigem Gleichmut hat den ein gütiges Schicksal bewahrt“, sagt er; und einige, die das hören, finden, seine Urtümlichkeit sei bisweilen von Roheit schwer zu unterscheiden.

Er bespricht sich mit fünf oder sechs Freunden, die ihn besser kennen, und setzt seinen Plan ins Werk.

Eines Mittags erscheint er in Rembrandts Hause und dringt so beharrlich darauf, den Meister zu sprechen, daß man ihn schließlich einläßt. Er wird durch das Eßzimmer geführt; da steht ein einzelnes Gedeck.

Rembrandt sitzt in einer abgedunkelten Hinterstube am leeren Kamin. Auf niedrigem Flechtsessel hockt eine alte Frau; mit lauten und wenig geistvollen Reden nötigt sie dem Kind auf ihrem Schoße seinen Brei ins Mäulchen. Dem blickt der Vater wortlos zu.

Auch die Begrüßung bleibt fast stumm. Aber Heytheusen weiß, daß der arme Mann ihn nicht ohne Rührung kommen sieht. — Eine Weile sitzen sie ohne zu reden beieinander. Dann spricht Heytheusen, er habe Hunger und bittet den Hausherrn um einen Imbiß. Rembrandt erschrickt und entschuldigt sich — sein Hauswesen sei arg in Verwirrung, sein Vorrat mangelhaft. Aber Heytheusen läßt sich nicht abweisen. Und wenn es nur Brot gäbe und ein Glas Wein . . .

Wirklich muß Rembrandt, verwahrlost und ohne Teilnahme, wie er ist, sich mit ihm zu Tische setzen. Das Gastgedeck erscheint nach einigem Zögern. Die Mahlzeit erweist sich als ausreichend, und den Wein lobt der Fremde so nachdrücklich, daß Rembrandt nicht umhin kann, eine neue Flasche zu holen. Ihn grämt die stille Trauerstunde, die er versäumen muß; und er erkennt in Heytheusen den fühllosen Sonderling, als den man ihn schilderte.

In rascher Folge melden sich jetzt weitere Gäste. Sie sehen Becher auf dem Tische — man kann sie nicht abweisen. Die Tafel wird rund herum vollbesetzt. Müde blickt Rembrandt von einem zum andern, fürchtet laute, aufgeregte oder auch lustige Worte und horcht nach innen auf die süße Stimme, die von diesen Mauern durch den leeren Raum herabzuschweben pflegte in all den langen, öden Wochen . . . Aber die Luft ist nicht mehr tot, und die Mauern klingen nicht mehr hohl wie Sargwände. Die alte Aura, die um ihn war wie ein Kettenhemd, wird weich und schmilzt. Das tut weh und macht haltlos und weinerlich. Aber alles Loslösen befreit. Alle Freiheit ist Glück.

Kein Mensch spricht laut und aufgeregt. Kein Mensch ist lustig. Sie reden behutsam, nicht von gar wichtigen Dingen. Rembrandt schweigt; aber er hört zu und gewinnt sie alle lieb.

Dann gehen sie. Heytheusen meint, es sei so freundlich unterhaltsam in des Meisters Hause, daß man töricht wäre, so löblichen Unterschlupf zu meiden. Übermorgen, auf Mittag, wollen alle wiederkommen. —

Am Abend dieses Tages hat Rembrandt ein Brett hervorgeholt, hat es geleimt und gekreidet und dann, beim Lampenlicht, einen Brokat hin und her gewendet.

In der Nacht muß der kleine Titus — nach Kinderart, ohne sonderlichen Kummer — ein Weilchen weinen. Dem Vater klingt das bekannte Geräusch anders als bisher: wie Anforderung und Verheißung und beinah tröstlich.

. . .

DIE WELT UM REMBRANDT. VON WALTHER H. DAMMANN

Am Gebälk der Hebebrücke draußen überm Kanal lehnt Johannes Six, der Bürgermeister der Stadt. Lange blickt er unbewegt das schnurgerade Ufer entlang, gebannt von dem langsamen Verschwinden des Schleppgespannes, hinter dem sich vor einer halben Stunde hier diese Brücke wieder senkte.

Über das Los der Treidelschiffer und ihrer Gäule ist heute im Rate verhandelt worden. Man hat ihnen Gutes tun wollen, hat Stundenbücher und Rasttage vorgeschrieben. Darob ist von den Kahneignern ernstliches Bedenken eingekommen, und auch die Schleusenpächter haben den Neuerungen nicht zustimmen wollen. So ist es hin und her gegangen, und Herr Six ist traurig und müde geworden. Niemand weiß besser als er, wie getreu dies kleinliche Widerspiel das große Stadtgeschehen, die Volksgeschichte, ja das Weltringen nachschildert. „Zum Besseren!" — das sei der edle Sinn der alten, dunklen Worte vom Reiche Gottes auf Erden — lange hat Six daran geglaubt. „Zum Besseren!" Der Wahlspruch genügte, seinen Geist gegenwarteifrig, sein Tun beseelt, seine Worte klingend zu machen. Zum Besseren? Kann Menschenblindheit von Maulwurfswarte sich vermessen, das „Bessere" zu wissen und zu wollen? Gibt es ein „Besser"? Und ein „Noch besser"? Wäre es nicht edler, nach dem Guten zu trachten, das ewig ist, unveränderlich und unverbrüchlich? Erkenntnis! Erkenntnis! — Aber die nimmt den ganzen Menschen, saugt aller Sinne Umtrieb still in sich hinein, bändigt Willen, einschläfert Leidenschaft... Das ist die Weisheit der eingemummten Raupe — eine totähnliche Krankheit, ein Starrkrampf, ein gewolltes Nichts. Die Raupe ahnt den Schmetterling. Was aber ahnt der Mensch? Das Göttliche? Diesen Falter, wer hat ihn gesehen? Worte! Worte! Mittel zum Herrschen! Erfindung von Schwärmern und zielbewußten Pfaffen.

Daß Handeln und Denken eins sei, wäre dies das Geheimnis? In stundenlangem Geschwätz die Treidelschiffer mit einem Rasttage beglücken, von dem sie gar nichts wissen wollen — mag sein, dies sei nicht das richtige Handeln. Was aber dann? In der Erde wühlen und Kohl bauen? Zu Pferde steigen und Menschen schlachten? Oder: von Lehrstühlen und Kanzeln Seelen bilden . . . Das möchte wohl sein! Aber zuvor gilt es zu wissen: zu welchem Bilde? Zu untätigen Denkern? Zu emsigen Geschäftlern? Wer weiß das?

Johannes Six hat das winzige Fahrzeug längst aus den Augen verloren. Er blickt auf den schleichenden, glatten Spiegel hinab und denkt einen Augenblick an sich, an das erwünschte, rasche Ende. Aber seine Gedanken sind Blei; sein Wille ist von Watte; seine einzige Geste bleibt das harte Lächeln. — Es ist Mittag. Er schreitet nach Hause.

Er weiß, daß Hollands Erde nie etwas Edleres hervorbringen wird, als den Mann, dessen jüngste Schöpfungen er in seinen Sälen aufgehängt hat, um ihnen Käufer zu werben. Wie Rembrandt in Sorge, Nachstellung, Geldstreit, Verleumdung und Verkennung umkommen muß, dies Schauspiel ist wohl der bitterste Beweis für die Richtigkeit öffentlicher Mühewaltung. Satt oder hungrig — die sind Pöbel. Und Pöbeldienst tut, wer ihre Lumpen wendet . . . Bürgermeister!

Immerhin haben sich nicht wenige eingefunden, die Schildereien zu betrachten.

Johannes Six nimmt sich zusammen, grüßt sie, redet mit ihnen . . .

Das sind die Gevattern und Nachbarn: „Sehr fesselnd — ergreifend möchte man sagen! Dieser Verfall! Dies Verlöschen und Verkommen! Mit dem Kluvenierbilde fing es an. Schon damals sagte ich . . ." „Nein, früher schon! Der Saskiaübermut! Diese Perlenhoffahrt! Brokat und Geschmeide! Taubengefiederhaut und Goldhaar! Und immer der Becher! Und immer die Liebe! . . ." „Ja, seltsam, diese Künstlerverblendung! ‚Mann mit Goldhelm.' War sein Bruder nicht Müllerknecht?"

Six lächelt; aber man sieht seine Ermüdung.

Dies sind die Herren vom Ministerium und von der Hohen Synode:

„Der Mann ist dreist! Zweimal haben wir das Mädchen verwarnt. Und hier: als Bathseba — nun, das geht an, das nenne ich Selbsterkenntnis. Wiewohl — sogar das Ursünderpaar schämte sich seiner Nacktheit. Und das Weib ist ja nicht einmal schön . . ." „Darin bin ich nicht Kenner, lieber Freund. Immerhin —. Maria Magdalena, die Samariterin am Brunnen, nun ja, sie sind allzumal Sünderinnen, der Herr weiß es. Dennoch bleibt es Lästerung: das Bild des Heilandes in einem Rahmen mit Magd und Bettschatz . . ." „Ich finde dies kleinlich, liebe Herren, wollt mir das nicht verübeln. Aber hier — was sagt man zu diesem ägyptischen Josef? Die Schrift zeigt uns ihn keusch und fromm, und sie weiß wohl, was sie tut! Was aber macht dieser Maler aus ihm? Einen lächerlichen Mucker, einen blamierten Hämling. Ja, das veredelt das Volk! Das lehrt, Tugend und Laster unterscheiden!"

Six lächelt nicht mehr. — Aber dies ist der junge Siewerts, ein Freund der Künstler, ein Kenner und Sammler. „Schön, nicht wahr?" fragt Six leise.

Der andere ist es, der lächelt. „Nun ja, Rembrandt! Was der Löwe hören läßt, ist immer Gebrüll; auch wenn er keine Zähne mehr hat. Aber das soll kein Vorwurf sein! Es hat eben jede Kunst ihre Zeit. Da, die einsame Mühle auf düsterem Klippenklotz! Stimmung — Wucht — das läßt sich nicht leugnen. Aber wie erdenschwer! Wie ungeistig! Wir Jungen sehnen uns nach Seelenkraft, nach Ewigkeitblitzen. Wir wollen nicht beklemmen, wir wollen befreien . . ."

Sie sind alle fort, gottlob; das Haus ist still, und Six, im Dunkel ertrinkend, an des Fensters letzte Dämmerschroffe geklammert, erwartet von den Wänden her schwarzen Würgedruck.

Zuletzt flieht er und jagt hin, durch die abendlichen Gassen, zu Rembrandt.

Der wohnt nicht mehr in der Breiten Judenstraße. Draußen zwischen den Kleinbürgern fand er sich, seinen Beiden und seiner Kunst die Unterkunft der Armen.

Six kennt das unansehnliche Haus und sucht es mit den Augen schon aus der Ferne. Das letzte, schmutzige

Tageslicht zeigt ihm zusammengeklumptes Gesindel — krötenschwere Weiber, laushurtiges Kindervolk, betrunkenen Pöbel vor Rembrandts Schwelle.

Dahinein heißt: Lebensgefahr. Six fühlt nur unerträglichen Ekel. Die Entschlossenheit des Fiebernden leitet ihn hindurch. Vor den Stufen ein zerschmetterter Topf, eine Milchlache, dabei Unrat, eine tote Katze, Flüche, Hohngelächter. Aber die Tür wird geöffnet. Man zieht ihn hinein.

Drinnen ist es dunkel. Der kleine Titus weint. Das schöne, gute Mädchen geht lautlos ab und zu und waltet. Rembrandt poliert eine Holzpalette, gründlich und bedächtig. Er sieht aus wie ein Hausvater, etwas zerlumpt, etwas schmutzig. Seine eifrige Sorgfalt bei ähnlich unbedeutenden Handgeschäften beobachtet Six immer wieder mit Fremdheit.

Rembrandt sieht den Zerfall seines Gastes und läßt ihm Ruhe. Er winkt den Knaben zu sich heran und beginnt zu erzählen. Seine Stimme ist leise, gar keine Erregung, gar keine Bitterkeit; wohl aber geheimnisreiche Märchenmusik, witziger Funkenschlag.

„Weißt du, wie der Juwelenhändler von Basra nach Bagdad reiste? Auf zwei Kamelen, mit seiner Frau und seinem Söhnlein. Und wie sie übers Ödgebirge kamen? Nachts ruhten sie in einer Höhle, die beiden Tiere und die drei Menschen. Draußen im Mondschein hopsten die Schakale herum und sangen sie in Schlaf. Noch im Traum lachte der Junge über die possierlichen Schattensprünge und über den verdutzten Mond. — Das könnte Vater malen, nicht wahr? Ja? Soll ich? Ich will einmal sehen."

Das Kind ist schon getröstet und guten Mutes. Hendrikje legt ihn mit Streicheln zu Bett. Einmal rasselt irgendein Gastgeschenk gegen die Haustür. Da schrickt Six zusammen. Aber Rembrandt lächelt.

„Die lieben uns nicht, Herr Six. Und wir sie auch nicht. Wenigstens solange wir uns ihnen gleichdenken. Doch das wird mir schwer; es sind meine Modelle. Die zu lieben, das ist unvermeidlich. Aber sie stehen ja in einer andern Wirklichkeit. Was könnten sie mir anhaben?

„Das mit den verschiedenen Wirklichkeiten ist ein merkwürdiges Geheimnis. Drei sind mir stets gegenwärtig, klar voneinander geschieden, dennoch alle drei aufeinander angewiesen. In der einen lebe und wirke ich ganz allein, ein bißchen einsam, aber dafür um so sicherer. In der zweiten wurmseln die Modelle herum — Bäume, Wolken, Weiber, Steine, Juden, tote Hühner, Amstelfürsten, was man will. Das ist sehr unterhaltend anzusehen. Als ich jung war, schmerzte es mich zuweilen, nur immer draußen zu stehen und durch das Glas zu blicken. Jetzt habe ich mich daran gewöhnt und lobe die Einrichtung. — Die dritte Wirklichkeit, das sind die Bilder; das ist wieder etwas anderes . . ."

Jetzt fühlt Six die Lösung. Nur der aus sich selbst heraus Schaffende kann das Leben ertragen. Ihm ist so nicht zu helfen. Und doch wird sein Herz ruhig und warm.

. . .

Sie wollen den Fall ohne den Maler besprechen. Der hat sie jüngst ein paarmal hergenötigt, obwohl das Bild in seiner Werkstatt gearbeitet wird. Dabei scheint er sich nun diese Torheit ausgedacht zu haben.

Der Raum vor der hinteren Schmalwand ihres Amtssaales ist um zwei Stufen erhöht. Dort steht ein Tisch, nebst einem Lehnsessel und ein paar Stühlen. Auf dem Tische liegt noch immer der goldrote Teppich, den man, ganz gegen Sinn und Sitte, bloß dem Maler zuliebe, darüber deckte.

Mit spöttischem Schweigen steigt der alte Arnold van der Mein hinauf und setzt sich. Die vier anderen Herren Tuchwardeine bleiben verdrießlich unten vor den Stufen und wissen nicht recht, was aus der Sache zu machen sei. Den Knecht haben sie gleichfalls kommen lassen; er steht und wartet.

„Wir hätten uns mit diesem Rembrandt nicht einlassen sollen, ich habe das vorausgesehen", sagt Wilhelm Däumburg. „Das Bild ist ganz schön und ähnlich — dagegen sage ich nichts. Aber nun dieser unglaubliche Eigensinn, in einer solchen Kleinigkeit! Das sieht doch jedes Kind, daß der Tisch auf seinem Bilde schief ist. Haben wir denn einen schiefen Tisch? Gerade weil ich das Gemälde sonst gut und wertvoll finde, ärgert mich diese alberne Entstellung."

„Aber lieber Däumburg, der Tisch ist wirklich nicht schief." Die kleinen Augen des Herrn Joachim von Schnee bewegen sich, während er spricht, mit Hast hin und her. „Man sieht ihn nur so. Treten doch die Herren einmal hierher! Bitte, in sitzender Stellung! Nun? Wenn man die Simskante verfolgt, dann den Tischrand dazu, hier, von der Ecke aus — nein, etwas dichter heran, Herr Janssohn — sehen Sie nicht, wie heftig sich das hinunterneigt?"

„In Gottes Namen! Ja!" antwortet Däumburg; er zuckt ein paarmal mit dem Kopfe, als bekräftige er seine Worte einem Kinde. „Aber ich will Ihnen etwas sagen, Schnee! Wenn er uns von hier aus hätte malen wollen, dicht heran, in sitzender Stellung, was glauben Sie, was von Ihrem und meinem Gesicht dahinten zu sehen gewesen wäre? Nichts! Die Augenbrauen vielleicht noch eben und Stirn und Hut. — Nein, es ist wirklich sehr verdrießlich."

„Natürlich!" spricht Volkert Janssohn, „uns hat er von dahinten her gesehen und gemalt. Dahinten hat er auch zuerst gezeichnet, erinnern Sie sich? Und so ist es auch auf dem Bilde."

„Nun also — einmal hier, einmal dahinten! Es ist einfach abgeschmackt. Wären wir nur zu Keyser gegangen oder zu Palamedes oder zu sonst einem! Als wenn die Herren Maler selten wären bei uns!"

„Wenn die Herren Wardeine mir eine Äußerung gestatten wollen ..." Der Knecht ist herangetreten; er redet, wie immer, in sehr gewählten Worten. „Wenn ich mich des Bildes recht erinnere, so ist dort deutlich zu merken, daß die Herren an erhöhter, gleichsam gebietender Stelle sitzen, den Saal überblickend."

„Gewiß! Und —?"

„Es ist aber nichts von Stufen oder dergleichen zu sehen. Und somit dürfte es schwierig sein, jene Erhöhung dem Beschauer fühlbar zu machen. Ich dächte, die Herren würden darauf nicht verzichten wollen."

„Das fehlte noch! Gerade das hat er sehr gut herausgebracht. Aber was hat das mit dem schiefen Tisch zu tun?"

„Die Herren werden verzeihen — es schien mir so", sagt der Mann und tritt zurück.

Däumburg zieht das weiter nicht mehr in Erwägung. Der Verdruß wird ihm langweilig; er beginnt von etwas anderem. —

Beim Fortgehen bleibt Schnee ein wenig zurück, um dem Knecht, der die Saaltür schließt, sagen zu können:

„Nun — wir beide werden Gott bitten, daß er uns nicht in Hoffart fallen lasse, weil wir mit darauf sein dürfen."

. . .

Gleich an der Haustür kommt das erste Hindernis; der hochherrschaftliche Pförtner will den Gepäckmann nicht hereinlassen. Der blickt kümmerlich und verwegen zugleich. Wer sollte da nicht auf ungünstige Gedanken kommen?

Unter dem Filz trägt der Alte ein unsauberes Tuch um das Haar gewickelt. Trotz der warmen Jahreszeit schleppt er eine schäbig gewordene Pelzschaube auf dem Leibe herum. Seine Strümpfe sind stopfreich; seine Schuhe unordentlich geschnallt; dazu der Kasten, das schmutzige Bündel mit den Pinseln und die abenteuerlichen Stangen . . .

Schließlich ergibt sich, daß der Kömmling beordert ist, Herrn Detlev Noeleburg zu malen. Der Diener muß ihn achselzuckend hereinlassen.

Im Fliesensaal findet Rembrandt endlich das Licht, das er braucht, um den schwammig verwitterten Gesichtsformen des Kaufmannes, den unbestimmten Farben seiner Haut und seines Haupthaares das unirdisch Zerfließende zu geben, das die müde Spießbürger-Alltäglichkeit bannen soll. Noeleburg muß zahlen; aber — den Kuckuck! Wenn er wissen will, wie sein holdes Angesicht sich auf der Netzhaut eines Idioten abbildet, braucht er nur in den Spiegel zu sehen. Wäre es um weiter nichts, so würde Rembrandt sich nicht mit der leidigen Ölschmiere abquälen. Gott sei Dank, das Holz ist glatt und gut grundiert! Herr Noeleburg hat es selbst besorgen müssen. Damit er sich nichts einbilde, bemängelt Rembrandt die Versperrung: wirft sich das Brett, bekommt das Bild Risse, muß natürlich der Maler schuld sein, das kennt man schon. Aber wenn so ein kindsköpfiger Schreiner sich entschließt, wirklich trockenes Holz herauszusuchen, das auch hinten astfrei ist — der Fall müsse geradezu als ein Wunder verzeichnet werden. Und ordentliche Nuten für den Einschub kann schon längst keiner mehr schneiden . . . das geht so eine Weile, und der gute Herr wird wirklich verschüchtert. Freilich, bis er sich herbeiläßt, den hohen Hut aufzusetzen, dessen breiter Schlapprand die verkniffelten Kalbsaugen in wohltätigen Schatten legt — das dauert wieder eine ganze Zeit und kostet viel Gebrumm von beiden Seiten. Natürlich will der Alte sitzen. Seine Kontorbeine vertragen das lange Stehen nicht. Im Stuhl aber sackt er zusammen wie ein schlecht gesäuerter Kuchen; dann ist gar nichts mehr mit ihm los. — Endlich sitzt er leidlich aufrecht. Das Malen kann anfangen.

Aber kaum ist die nasse Umbravorzeichnung schön glitschig im Zuge, da fängt Herr Noeleburg an zu zappeln, kommt hoch und sucht nach der Handklingel, die nicht an ihrem gehörigen Platze steht. Schließlich hat er sie und schellt aus Leibeskräften. Die Aufwärterin, die herbeikommt, soll Auskunft geben, ob der nachtbummelnde Sohn des Hauses endlich zurück sei. Das wird verneint. Die Frau erhält den Auftrag, den jungen Mann, sobald er erscheint, hereinzusenden. — Dann wird mit großer Mühe die frühere, in der Bildzeichnung bereits festgelegte Stellung wieder gesucht; und die Arbeit kann weitergehen.

„Haben sie auch Kinder?" fragt Noeleburg.

Ja, Rembrandt hat einen Jungen; und es stellt sich heraus, daß die Söhne, wie die Väter, annähernd im gleichen Alter stehen.

„Einen Jungen? Gewiß auch so einen Unband und Tunichtgut, so einen naseweisen Taugenichts und Nervenfresser", mutmaßt Noeleburg. Und Rembrandt, nach kurzem Verwundern: „Oh, ein wahres Ungeheuer!" Er senkt einen Augenblick das Haupt, um statt der stechenden Glotzlinsen des Alten die lieben, leidernsten Augen seines schlanken Kindes vor sich zu sehen.

Noeleburg ergeht sich in Weltbetrachtung: „Ich habe oft darüber nachgedacht, wie es wohl kommt, daß die angeblich tadellose Schöpfung gerade den wichtigsten Punkt gänzlich verfehlt hat. Bedenkt man zum Beispiel die Jahreszeiten. Da ist der Frühling, da läuft das Korn auf, da blühen die Obstbäume, die Halme wachsen heran, die Birnen reifen. So wird Sommer und Herbst; alles steht in seinem vollsten Wert und trägt Frucht — schön! Dagegen habe ich nichts, durchaus nicht! Aber dann kommt der Winter; alles stirbt ab; und die ganze Plackerei und die Sorge um Wetterschäden und Gedeihen, alles geht von vorn los. Wäre es nicht viel besser und geruhsamer, wenn die Frucht aus sich heraus Frucht brächte, statt Samen? Wie ist es denn mit uns? Als Jungen haben wir uns weidlich herangequält, haben Dummheiten gemacht über Dummheiten und unsere Väter ebenso geärgert und geschädigt, wie sie die ihrigen. Könnte denn nicht der reife, gefestigte Mann, wenn schon durchaus das Menschengeschlecht vermehrt werden muß, sich in irgendeiner Weise reif und gefestigt vervielfältigen, anstatt daß die ganze Geschichte beim Embryo und den Unsauberkeiten des Säuglings wieder anfangen muß? Besser freilich wäre es schon, alles Zeugen und Gebären würde abgeschafft; aber auch das Sterben. Die einmal errungene Erfahrung, Bildung, Charakterbeständigkeit und Geschäftsleistung bliebe erhalten. Binnen weniger Jahre bestände die ganze Menschheit — von den Langhaarigen sehe ich ab — ausschließlich aus reif gewordenen Ehrenmännern.

Dann könnte man immerhin wohl von einer ‚Krone der Schöpfung' sprechen; indes so das Bild durch das viele unklare, untaugliche Gärzeug denn doch recht getrübt erscheint."

„Einfach und hinreißend, wie alle großen Gedanken!" meint Rembrandt. „Ihn nur etwa auf das Malergewerbe anzuwenden — welche überwältigende Aussicht! — Aber auch sonst! auch sonst! Man denke sich die albernen Grünschnäbel von der Gasse weg, die den Kopf nur immer nach den Jungfern verdrehen! Keine Grasaffen mehr mit ihren herumfliegenden Zöpfen und dem ewigen Gekicher! Kein Feuerwerk, daran so viele sich die Finger und noch edlere Glieder verbrennen! Keine Tänze und Serenaden! Nicht mehr das ewige Hungern und Lungern nach unerreichbaren Überschwenglichkeiten! Keine Sehnsucht! Kein Heimweh! Lauter ernste, befriedigte, wohlgestellte Männer, wie Sie und ich! Ein gemessenes, weihevolles Sichbewegen! Nur an das nützende Nötigste wird noch gedacht. Und so vermindert sich die leidige Denkerei überhaupt auf das allergeringste Maß! Welche Kraftersparnis! Welche Ruhe im Öffentlichen! Und wie gleichmäßig und einheitlich die Bilder um uns herum: immer die gleichen Graubärte, dieselben Glatzen, dieselben knochig bestimmten Fingergelenke und Griffbewegungen! An zwei, drei Mustern erschöpft sich das ganze Charakterstudium! Kaum auszudenken, wie wunderbar sich das Malerhandwerk vereinfachen würde . . ." Dem guten Rembrandt war das unaufhörliche Schwatzen, solange der andere redete, lästig und anstößig. Aber der groteske Unsinn, den er da ausmalen kann, macht ihm selbst kindliches Vergnügen. Auch Rembrandt wird alt . . .

Herr Noeleburg nimmt den Faden wieder an sich: „Jawohl — wenn ich an meinen Sohn denke! Wollen Sie glauben: unbegabt ist er durchaus nicht. Im Gegenteil! Aber keine Erfahrung, keine Selbstbeherrschung, kein kluges Abwägen — es ist geradezu empörend, wenn man sich sagen muß: all deine Einsicht, deine gesicherte Lebenseroberung war umsonst — denn es ist ja nicht anders: auch wir werden daran glauben müssen, mein lieber Rembrandt — ja, ja. Und an der Stelle, die wir mit Würde und Weisheit redlich auszufüllen trachteten, lärmt dann die idealistische Torheit eines jungen Mannes . . ."

„Ach ja, die idealistischen Flausen!" seufzte Rembrandt. „Davon kann auch ich ein Stückchen blasen, bester Herr. Weiß Gott, ich wollte, ich hätte das große Einmaleins zwanzig Jahre früher gelernt!"

Hier wird Herr Noeleburg plötzlich hellhörig. Seine Freunde haben recht bedenkliche Gesichter gezogen, als sie vernahmen, wem er sein Konterfei anzuvertrauen gedenke. Rembrandt! Der soll schändlich teuer sein. Und trotz aller Geschäftstüchtigkeit hat Noeleburg es nicht fertig gebracht, dem Maler eine Vorvereinbarung abzuringen. Er sitzt schwer in Sorge und fragt schließlich geradezu nach dem Preise. Aber Rembrandt fängt plötzlich an, wie toll mit dem Pinsel herumzufahren, kratzt laut, visiert und mißt mit dem Stiel, kneift abwechselnd die Augen zu, schneidet höllische Gesichter und knurrt wie ein Puter in sich hinein. Herrn Noeleburgs Frage scheint er gar nicht gehört zu haben. Denn da das Ungestüm ein wenig nachläßt, beginnt er zu reden, aber nur von den Schwierigkeiten der Malerei. Das Ähnlichmachen, das gehe noch an. Und das Schönmachen, darin sei keiner ihm überlegen; Herr Noeleburg würde geradezu bedeutend aussehen auf dem Bilde. Und während der noch nachdenkt, ob das eigentlich eine Schmeichelei ist oder eine Grobheit, fährt der Maler fort: das Schwierige, das, was eigentlich keiner so recht herausgebracht habe, das sei die Einheit — die continuita, wie er es nennt — wodurch die Gravität, das malerische tenersi, in das Bild hineinkomme . . . Das Malen sei nun einmal ein verwickeltes Gewerbe, und ein anständiges Bild sei eine sehr kostbare Sache, ein sehr kostbare . . .

In Angst und Spannung fühlt Noeleburg, wie man endlich einer festen Abmachung näher kommt. Aber in diesem Augenblick tritt der junge Bernt herein, rasch und eifrig. Er stutzt, wie er den Maler sieht, und seine Enttäuschung, den Vater nicht allein zu treffen, bleibt selbst dessen nicht eben feinfühligen Augen nicht verhohlen. „Nur immer heran, mein Sohn Filius! Herr Rembrandt ist ein alter Menschenkenner und hat selbst so ein Früchtchen zu Hause. Ich sage dir in allem Ernste: das nächtliche Konspirieren, der Zeitverderb mit Philosophie und Politik und dergleichen, das hat ein Ende! Das hat hiermit ein Ende! Daß du ganze Nächte von Hause bleibst — davon will ich nicht einmal reden. Bier und Spiel, Freunde und Mädchen — schlimm genug, daß das jetzt bei den jungen Herren nun einmal unvermeidlich zu sein scheint. Zu unserer Zeit war das anders, nicht wahr, lieber Herr Rembrandt?"

„Völlig anders! Völlig anders!" Er lacht. Die boshafte Heiterkeit des Malers macht sofort die ganze Stimmung ungewichtig, und Bernt ist, ohne es zu wissen, dem Alten dankbar. Der Vater aber fährt hochtonig fort:

„Von Zeit zu Zeit eine kleine Kneiperei oder dergleichen, da drück ich in Gottes Namen ein Auge zu. Aber daß du dir durch Schwärmer und Volksbeglücker den Kopf verdrehen läßt, das dulde ich nicht mehr. Ratkanzler, Republik, Oranien, England — was geht das dich an? Dafür laß die Alten sorgen! Die haben bis jetzt ihre Sache noch immer recht ordentlich gemacht!"

„O ja, beinahe tadellos!" Diesmal mischt Rembrandt sich ungefragt hinein. „Bei Lowestoft zum Beispiel! Und wenn ich an den Stuartspektakel denke!"

„Nun ja, Fehlschläge . . . aber der Ratkanzler wird sich für eure Hilfe und Unterstützung bedanken, und die Herren Staaten werden sich erst recht bedanken . . ."

„Jawohl, sie werden uns danken! Die ganze Welt wird es uns danken, wenn wir das Volk aufrütteln, wenn Holland zum zweiten Male das große Beispiel gibt: Freiheit oder Tod!" Der Junge hat schweigen wollen; aber er kann nicht mehr an sich halten.

„Freiheit oder Tod! Hat man je so etwas Lächerliches gehört? Merkst du denn gar nicht, daß das klappert und rasselt, wie taube Nüsse?"

„Sagen Sie lieber: wie mürbe Kürbisse, bester Herr Noeleburg! Und geben Sie nur ja acht, daß Ihnen die Dinger nicht auf den Kopf fallen, wenn Sie darunter durchspazieren!" bemerkte Rembrandt; aber es bleibt unklar, was das eigentlich heißen soll. Unter Kürbissen spazieren?

„Nein, Vater, du glaubst ja selbst nicht, daß ich das ernst nähme und dich für so klein hielte, wie du dich stellen willst. Gewiß, es mag Leute geben, für die das Wort ‚Heimat' keinen Klang hat — die nicht fühlen können, was ‚Treue' ist — die der Kraft entbehren müssen, die uns aus der Landeserde unablässig heraufströmt — arme, bedauernswerte Weltfahrer, zerrissene Wolkergeister, Fledermäuse, die der Mondstrahl umherscheucht. Aber so sind wir doch nicht. So sind wir doch nicht."

„Nein, Gott sei Dank, mein Sohn — süß und ehrenvoll ist der Tod fürs Vaterland. Aber . . ."

„Und auch das weißt du so genau wie ich: daß Hollands ganze Größe einzig und allein auf der Bürgerfreiheit ruht, auf der aufrechten Mannhaftigkeit, die sich nicht vom Kronenglanz blenden läßt und nicht schielen muß nach der Wimper des wankelmütigen Gewalthabers. Unser Reichtum, unser Wort, unsere Kunst, unsere Gesetze und unsere Zukunft, alles das ist unsere eigene, bürgerliche Angelegenheit und nicht abhängig vom Gedeihen und Nutzen, den ein Fürstenhaus sich und seinen volksfeindlichen Verwandten daraus errechnet. Soll das anders werden? Soll uns diese Freiheit verlorengehen?"

„Geht sie denn verloren? Wer sollte wagen . . . Die Freiheit, die die Väter errangen, würdig zu bewahren, sei der Nachfahren Bemüh'n!"

„Nun also, dies und nichts anderes ist unseres Bundes Siegel und Kennwort. Mit diesem Schwure treten wir jeden Abend zusammen."

„Einen Bund habt ihr gar? Eine Geheimbrüderschaft? Ja, weißt du denn nicht . . .?"

„Ja — einen heiligen Bund! Kann das etwas Schlimmes sein? Und Geheimnisse sind nicht darin, bei Gott nicht! In die hellste, offenste Öffentlichkeit soll hinaus, was uns erfüllt und bewegt. Gerade deshalb bin ich hergekommen. Gerade darüber wollte ich mit dir sprechen, Vater. Denn — wir alle bitten dich: du, du, niemand anders soll uns helfen. Auf deine großen Mittel und deinen weitreichenden Einfluß gründet sich unsere ganze . . ."

„Hoffnung" wollte er sagen; aber er fährt zusammen und sieht erschreckt zu dem Maler hinüber. Der wunderliche Mann hat ihn mit einem plötzlichen Knallgeräusch unterbrochen. Das klang wie Gelächter oder wie Husten; es mag aber auch nur ein Brummen oder Knurren gewesen sein. Jetzt starrt der Alte ihn an, über den Bildrand weg, beinah grinsend, und streckt links und rechts Pinsel und Malbrett von sich . . . Dann fängt er wieder an, sehr eifrig zu kratzen.

Vater Noeleburg denkt nur an den Angriff, der seinem Bankguthaben droht. Wie das Ansinnen der Blutschande weist er die Zumutung, die Verschwörung zu fördern, von sich. Und während der Junge in strahlender Begeisterung ausmalt, wie das Landvolk für de Witts Flottenbau gewonnen werden muß, wie die Schätze der Reichen und die Sparpfennige der Ärmsten sich in Plankennieten und Schiffstaue verwandeln müssen, wie die Handelskammern der großen Städte mit lautem Spruch dafür eintreten müssen, daß jedermann allein den Staaten und dem Ratkanzler gehorche, solange die Schiffsgeschütze donnern — während der Alte mit immer schärferer Gereiztheit seine Ofenbankgesinnung für Weisheit ausgibt — hat Rembrandt angefangen, mit großen, flächigen Änderungen das Bildnis umzulegen. Wirklich, im „Schönmachen" tut es ihm niemand zuvor: auf dem Bilde schien der alte Noeleburg beinahe bedeutend zu sein, beinahe Geist zu haben . . . jetzt rundet der Maler die Nasenlinie, schrägt und verengt unmerklich die Augspalten, winzigt das Kinn, macht den Bart bockfaserig; und für das feinere Gehör beginnt das Bildnis zu tönen . . . das klingt wie Meckern oder Blöcken . . . aber es guckt noch immer — nein: jetzt erst recht — Herr Detlev Noeleburg aus dem Brett.

„Wenn du mir nicht helfen willst, Vater — hindern wirst du mich gewiß nicht!" ruft Bernt. „Und es ist ja töricht, noch Unterstützung zu werben! Wir sind schon genug und entschlossen. Wir werden zu de Witt hingehen. Der soll uns unsere Posten zeigen. Gegen England! Gegen Oranien! Wir stellen uns Rücken an Rücken — so läßt sich nach zwei Seiten fechten. Und solange noch ein einziges Schwerterpaar in der Luft funkelt, solange ist die Heimat noch frei, noch mächtig! Was ist Land? Weg? Feldmarke? Seezeichen? Heimat ist das brennende Bewußtsein: hier stehst du — das ist der Feind — kämpfe! Weshalb? Wofür? Für meines Gewissens Ruhigwerden. Das! Nur das! Alles andere ist Muschelrauschen. Ich habe keine Zeit hinzuhören. Laß nur! Laß nur! Das ist erst der rechte Kampf: wenn die Verzweiflung Faust an Klinge schweißt, wenn ich sagen darf: der Funke von meinem Stahl, das ist der großen Idee allerletztes Heim und Gleichnis. Und ich sage dir, Vater . . ." aber seine Begeisterung übernimmt ihn; seine Stimme schlägt um; er verstummt und wendet sich ab. Rembrandt sieht hin; dann legt er sein Gerät beiseite, steht auf, geht zu dem Jüngling, bückt sich über ihn, und leise, mütterlich dämpfend redet er auf den großen, erregten Jungen ein: die Besorgnis sei übertrieben, de Witt baue ja und sei klug und vorsichtig; und allerorten flüstere man sich zu: de Reuter selbst sei über Schottland, sei nah, komme bald . . . Und dann bittet der alte Mann den Knaben fast schüchtern, aber doch sehr eindringlich, ihn malen zu dürfen. Er wolle ihn auch gar nicht mit langen Sitzungen quälen, und das Bild wolle er ihm schenken . . .

Das vernimmt der alte Noeleburg und fühlt sich beruhigt: also kann das Gemaltwerden so gar kostspielig wohl nicht sein. Aber darin wird er sich täuschen.

. . .

Rembrandt ist dreiundsechzig Jahre alt. Wer ihn gegen Mittag über die Gasse schleichen sieht, und wie er

Im Keller der Hökerin verschwindet, die ihm zu ihrer eigenen, stets erneuten Verwunderung eine Suppe, einen Teller Kohl oder auch nur ein paar Nüsse zu überlassen pflegt — wer in die Schuppenecke hineinblickt, die ihm als Wohnung und Werkstatt genügen muß — der wird zornig über soviel Verkommenheit und Schmutz; denn er kennt den Mann nicht. Nur noch sehr wenige Leute in Amsterdam kennen ihn.

Ein junger Seelsorger ist in diesem Viertel angestellt; der hat immerhin eine Ahnung davon, was der Name „Rembrandt" einst bedeutete. Mit vorbildlicher Geduld versucht er immer aufs neue, das Vertrauen des Alten zu gewinnen. Er möchte ihn in das Männerheim bringen; da würde es ihm an nichts mehr fehlen; sauber und friedlich würde er in der Sonne sitzen, wie die anderen lahmen Vögel, bei denen es nun, inmitten der taghellen Ordnung, nicht weiter bemerkenswert ist, ob sie einst als Adler über Gletscher schwebten, oder ob sie als gewöhnliche Feldraben oder gar als windige Sperlinge durchs Leben abenteuerten. Das ist das „Versöhnende", das, soviel an ihm ist, auf Erden auszubreiten, der junge Prediger die heilige Berufung fühlt. Wer das alles versteht und mitempfindet, muß es gut und edel heißen. Aber Rembrandt versteht es nicht.

Die ersten Oktobertage sind kalt und regnerisch, und Rembrandt bringt die dunklen Stunden hin mit Weinen und Husten, solange er allein ist. Wenn der Pastor kommt, gibt er sich den Anschein philosophischer Aufgeräumtheit; der junge Mann merkt das und wird fast krank vor Mitgefühl.

Titus ist vor einigen Wochen gestorben. Der Geistliche beklagt die zerstörte Hoffnung, rühmt die Schönheit und Klugheit des Dahingegangenen und sein gütiges, liebevolles Wesen.

Rembrandt haßt den Mann, der sich einbildet, ihn trösten zu können. Solange Titus lebte, war er ihm das Liebste, das einzig Kostbare auf Erden. Längst hat er sich gewöhnt, dem ganzen übrigen Betrieb zuzublicken, wie man am Ferientag auf einen Ameisenhaufen herniedersieht, oder von sonniger Brücke auf das Gewimmel winziger Fischlein. Nur seine Bilder und seinen Titus nahm er ernst. Und der da setzt sich hin und redet wie mit einem trauernden Anverwandten! Der „schwere Schlag", die „alles heilende Zeit" — der ganze Vers wird abgeleiert.

Der Alte weiß, daß jener das Gift in seinen Augen sehen würde, blickte er ihn an; er hütet sich wohl. Nichts, gar nichts soll der von ihm ahnen. Und der junge Menschenfreund trotz seines ehrlichen Guteifers, täuscht sich wurzeltief über das, was in dem einsamen Manne vorgeht.

Von seines Sohnes Tod spricht Rembrandt überhaupt nicht. Auch Hendrikje hat ihre treu und gütig verwaltete Arbeit unbeendet liegen lassen müssen. Aber immer noch kann das brave Mädchen ihm helfen, die schnurmäßige Denkart der Herren Pfaffen in Verwirrung zu bringen. Das geht ihrem Gedächtnis nicht zu nahe: wie gut würde sie den Alten verstehen!

Wehleidig redet Rembrandt von ihr, deren verständige Dienstbereitschaft er so empfindlich entbehre. Und dann: wie schön sie gewesen sei — noch immer! Der Pastor fürchtet schon ein Näheres. Aber Rembrandt verstummt, wie in Erinnerung; und den Geistlichen schmerzt, daß auch im tiefsten Elend, im härtesten Kummer der Verlust dessen, was einst sinnliche Ergötzung war, am bittersten beklagt wird.

Die Besuche bei Rembrandt gehören zu den peinlichsten Amtspflichten; aber der junge Mann ist treu und läßt nicht nach. Ein einziges Mal gelingt es ihm, Funken zu wecken aus diesem verwitterten Gestein. Das kommt, wie er es am wenigsten erwartete.

Im Mühsal der Unterhaltung ist er auf die Zeitläufte verfallen; er spricht vom Siege, vom Ratkanzler und von den Oranischen. Er selbst ist prinzlich, wie alle Kirchenmänner. Er erwähnt nur beiläufig de Witts Nüchternheit und Härte, die dem sonst hochverdienten Manne je länger desto mehr die Herzen des Volkes entfremde. Da hat Rembrandt plötzlich aufgehorcht. Der Geistliche sieht es und packt die Gelegenheit.

„Es ist wohl so bei den Großen und bei denen, die es zu sein glauben: ihre Herzen sind nicht zersägt, wie der Herr es verlangt; so werden sie hart und trocknen aus."

Da spricht Rembrandt, und der andere verwundert sich mehr und mehr:

„Ja, so versteht ihr es, ihr Glückseligmacher. Getauft oder beschnitten — Pfaff bleibt Pfaffe. Aber hundertmal hat er recht, der Meister Baruch, den die Synagoge hinausgetan hat: „Lacht nicht! Weint nicht! Vor allem: verabscheut nicht — sondern habt Einsicht!" So denkt auch de Witt, ich verstehe ihn gut. Bloß: aus Menschen und Völkern kann man keine Kunstwerke machen. Da irrt er; und dieser Irrtum wird ihm noch bitter weh tun! — Am Ende täuschen sie sich alle miteinander. Einsicht? Was ist das? ‚Sondern habt Einsicht!' Nichts für ungut, Herr Pastor; ich glaube, Meister Baruch ist auch bloß ein Pfaffe. Wir lachen, wir weinen, wir verabscheuen, wir bewundern, wir begehren: all das zusammen ist unsere ‚Einsicht'. — In laqueis!

Das graue Seelchen hüpft
Und lacht: ‚Das bißchen Hetze!
Knallt nur!' und rennt und rennt
und rennt . . . Wo? — Unterm Netze."

Hierauf weiß der Geistliche gar nichts mehr zu sagen. Er geht nach Hause und denkt lange nach über den wunderlichen Mann.

Wie er am nächsten Abend wiederkommt und nach Rembrandt fragt, öffnet ihm ein verweintes Mädchen von etwa vierzehn Jahren, das ihm noch nie begegnet ist, und spricht schluchzend:

„Vater ist tot".

ZWEI GEDICHTE VON GEORG VON DER VRING

DAS TOTE KIND.

Warum der Mutter
Bist du gestorben?

Warum verdorben
Sind deine Wangen?

Warum zergangen
Sind deine Knochen?

Warum gebrochen
Augen und Herz dir?

Karg ward das Jahr hier,
Kräh'n auf der Lauer.

Grau in der Trauer
Siecht meine Liebste.

Schau, liebe Liebste,
Dort deine Knaben:

Liegend am Graben,
Späh'n sie den Vogel —

Wohin, mein Vogel,
Bist du geflogen?

Wohin gebogen
Hast du die Flügel?

Auf welche Hügel
Schwebtest du nieder?

Blumen und Lieder
Welche? im Schnabel —

Öffne den Schnabel,
— Karg ward das Jahr hier —

Auge und Herz dir
Wollen wir laben.

Sieh unsre Knaben
Hier auf der Lauer.

Grau in der Trauer
Sieh hier die Mutter —

GEBET UM SCHLAF.

Wir legen mitten uns hinein
In deine große Hand,
Mit unsern beiden Kinderlein
Linker und rechter Hand.

Wir sind Mann und Weib.
So hast du es getan.
Ein Sinn, ein Leib —
Alles dir untertan.

Du hast auf uns gehorcht
Als auf Kinder all,
Und behorcht
Deinen Widerhall.

Wir wußten nichts von dir —
Aber nicht lang',
So suchten wir nach dir
Nacht entlang.

Da warst du groß,
Weich und fest,
Und hieltest unser Los
Ohne Wank.

Mein Gebet ist lang.
Ich sprech's für mich:
Mein Los —
Ach, ich weiß es nicht.

Ich lege mich hinein
In deine Hand.
Mein Atem wird mir klein,
Klein mir die Hand.

Die Hand wird mir klein,
Lose und kinderleicht,
Der Mund rein,
Das Herz leicht.

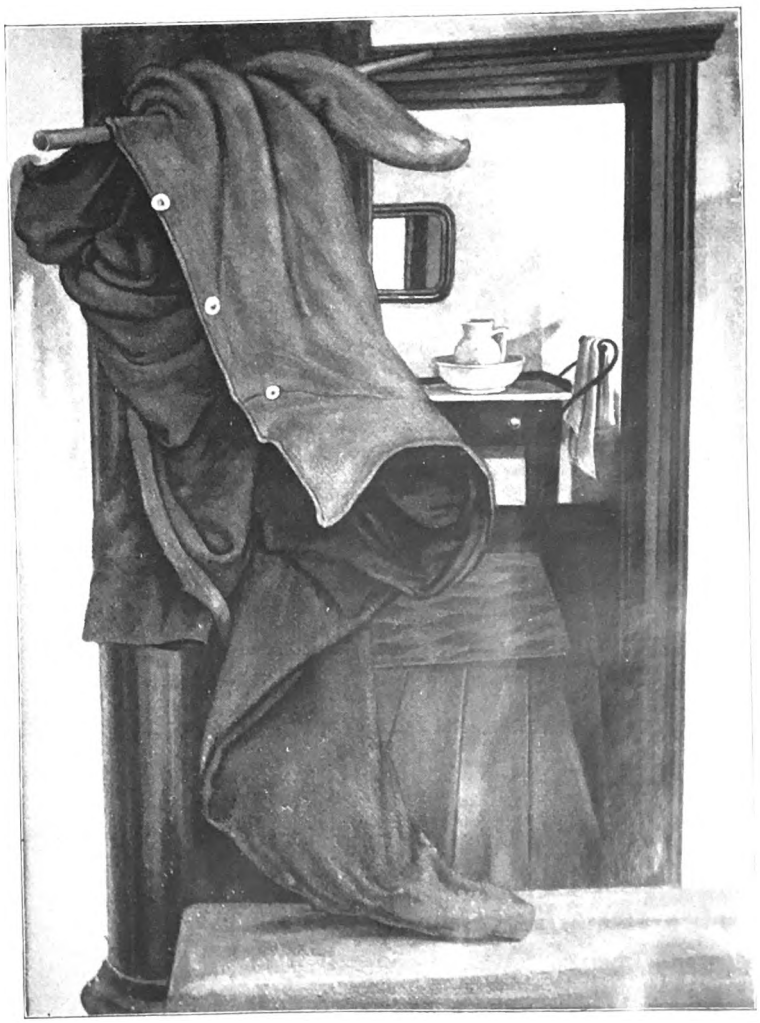
ALBERT AEREBOE, BILDNIS DER GATTIN DES KÜNSTLERS.

ALBERT AEREBOE / VON CARL GEORG HEISE

Ob wir bei der Interpretation von Werken lebender Meister wesentlich weiter werden gelangen können als bis zu jenem Punkt, wo uns plötzlich ahnungsvoll der Weg der Kunst zum Sinnbild für den Lebens- und Schicksalsweg des Verfertigers dieser Kunstwerke werden will? Jedenfalls sollten wir uns immer seltener vermessen, kritische Zensuren allzu scharfer Prägung auszuteilen. Gewiß, wir sind verpflichtet zu wählen, ordnen, leiten — aber Schweigen mag oftmals genügen zur Aburteilung dessen, was uns unter der Grenze des Wesentlichen zu liegen scheint. Und alles andere hat ein Recht darauf, geprüft zu werden, ob die angedeutete Gleichung möglich ist — denn wenn sie gelingt, schon dann hat diese Kunst eine Probe zum mindesten bestanden: sie ist echt, ist kein Experiment, sondern eine Notwendigkeit.

Albert Aereboes Kunst trägt gewiß diesen Stempel schicksalhafter Bedingtheit. Als Pastorenkind, als eines von sehr vielen, in Lübeck aufgewachsen, wendet er sich früh mit Inbrunst ab vom Alltäglichen, nicht mit revolutionärem Fanatismus, sondern unter dem Zwang, nicht lügen, sein Bestes nicht durch bequeme Angleichung ans Allgemein-Gefällige opfern zu können. Er leidet, und die Mitmenschen finden, er sei noch im Jünglingsalter ein Kind. Dann kommt doch, unerwartet, ziemlich früh der Erfolg. Es ergibt sich, daß das, was in der engen Heimatstadt als lächerlich gilt, längst in der großen Welt zur Tagesparole geworden ist. Der Sonderling aus Lübeck wird Akademieprofessor in Kassel und entfaltet mit Eifer eine ausgedehnte Lehrtätigkeit für Monumental-Malerei. Die Umwelt aber empfindet den Künstler, der jetzt im frühen Mannesalter steht, als einen merkwürdig romantisch-weltfernen Jüngling. Hier nun, an dem Orte seiner akademischen Berufstätigkeit, findet er die Frau, die sein Talent, die sein Leben zur Reife führt. Sie muß eine edle, kluge, mütterlich liebende, als Charakter ganz groß angelegte Natur gewesen sein, die heute nach ihrem Tode dem Gatten wohl nicht mit Unrecht in fast mythischem Lichte erscheint. Dies Besondere bezeugen alle, die sie gekannt haben. Auch Frau Julie Aereboe-Katz hatte eine Professur inne an der Kasseler Kunstakademie. Gemeinsam beschließen beide, die Lehrtätigkeit aufzugeben und nur mehr still, im Verborgenen, dem Gotte zu dienen, der ihnen ihr Talent erblühen ließ und dem sie sich im Getriebe der Welt nicht nahe genug fühlten, um täglich seine Stimme zu vernehmen. Nach langem Suchen wird hoch oben im Norden auf der Insel Sylt im weltentlegenen Dorfe List ein eigenes Stück Land erworben. Ringsum die Dünen. Das Haus wird gebaut nach eigenen Angaben, in vielen Einzelheiten der Ausführung mit eigener Hand. Die Bauern finden es sonderbar schmucklos für ein „Künstlerheim". Flaches Dach, alles ebenerdig, ein schon von außen klar erkennbares, sehr helles Atelier. Wir andern haben es seit kurzem von den Künstlern gelernt, daß ein Haus, das unromantisch sachlicher Arbeit dienen soll, auch ein Stück sachlicher Architektur sein muß. Und wieviel Persönliches findet sich dennoch im Innern! Die Küche, um nur ein Beispiel zu nennen, blank gemalt, die Maserung sauber imitiert — den „Materialgerechten" von ehedem ein Greuel, den „Sachlichen" von heute eine Augenweide. Und alles erinnert, soweit es den praktischen Gebrauch nicht stört, an Schiffskajüten, an Gewohnheiten der Wasserkante, die Aereboe von den Vorfahren her im Blut hat. Das Wohnzimmer aber atmet beklemmende Leere. Die Frau fehlt, die diesem Hause die Weihe gab. Als der letzte Stein gefügt, das letzte Möbel aufgestellt war, da ist sie plötzlich gestorben — der Erde entrückt worden, so würde im Mittelalter vielleicht die Legende es uns überliefert haben. Ihr letztes Werk ließ sie wie ein Vermächtnis dem Gatten zurück: Adam und Eva, besser: zwei Menschen, ein monumentaler Vorhang in jener höchst persönlichen Batik-Technik, die die Meisterin in weiser Beschränkung als den fruchtbarsten Bezirk ihres künstlerischen Schaffens nach mancher Irrfahrt richtig erkannt hatte. Die beiden Akte tragen die Züge des Künstlerpaares, und, sonderbar vorausdeutend, scheint sie abschiednehmend dem Lebensgefährten die Hand zu reichen, schon mit einem Schritt ins Dunkel zurücktretend, während er kräftig vorwärtsschreitet. Sie geht — und läßt ihm ihren Stern zurück.

Sicherlich durch die Frau ist nicht nur das äußere Leben des Mannes, sondern zutiefst auch sein künstlerischer Stil beeinflußt worden. Aber er gleicht nicht dem ihren — die Hilfe war sanft, verstehend, war nichts als ein zartes Erwecken der besten eigenen Kräfte, die überlange ein knospenhaft unerschlossenes Dasein geführt hatten, mochte auch äußerlich sein Schaffen sich noch so laut expressionistisch gebärdet haben. Die neueren Werke sind wie Einkehr. Ein roter Rock, über den Kleiderhaken gehängt, führt ein zugleich höchst wirkliches und höchst gespenstisches Eigenleben; die Gattin sitzt wie eine Kapitänsfrau versonnen in der Betrachtung eines kleinen Papageis auf ihrer Hand, dahinter die Schiffswelt — so, wie sie ihrem Manne oft, merkwürdig nach innen horchend, gegenüber gesessen haben mag. Und vieles



ALBERT AEREBOE, DIE ROTE JACKE

mehr und alles im gleichen Geist sorgfältigen Dienstes am Kleinsten. Die ungebärdige Monumentalmalerei ist vergessen, und eine neue, bescheidenere Welt wird in Treue erbaut, immer wie im Anfang sich fühlend, ganz unbesorgt jetzt ein kindlicher Zeichner, aber kein Tor mehr, sondern bewußt aus dem Zentrum seiner Fruchtbarkeit gestaltend.

Und nun mag kommen wer will — ach, der trotz bestem Vorsatz allzu kritisch eingestellte Verfasser dieser Zeilen ist unter ihnen! — und nüchtern feststellen, daß dies scheinbar so ganz persönliche Erleben sonderbar zusammentrifft mit der allgemeinen Wendung zur „neuen Sachlichkeit". Gewiß gehört Aereboe mit seinen neueren Bildern in den großen europäischen Reigen, dem dieses Schlagwort (peinlich ungenau und irreführend wie alle Schlagworte) seinen Namen gibt. Er fällt hier nicht einmal sehr auf. Eilige Ausstellungsbesucher mögen ihn als Epigonen eines Modestils abtun. Überlassen wir die Lösung des ewigen Rätsels, wieweit die Zeit den Menschen, wieweit der Mensch die Zeit bestimmt, für unseren besonderen Fall ruhig dem gerechter abwägenden Urteil der Zukunft. Begnügen wir uns heute mit der Feststellung der unleugbaren Tatsache, daß hier ein Mensch unseres norddeutschen Kunstkreises das Schicksal seiner Zeit als ein ganz persönliches Schicksal erlebte. Wer mehr verlangt, weiß nicht, wieviel dies bedeutet.

JULIE AEREBOE-KATZ: WANDTEPPICH

NACHWORT DES HERAUSGEBERS

DAS JAHRBUCH, DEM ENGEREN AUFGABENKREIS EINES LÜBECKER HEIMATBUCHES IM LAUFE DER JAHRE ENTWACHSEN, VERFOLGT DEN BESONDEREN ZWECK, NIEDERDEUTSCHES WESEN ZU ERFASSEN IN CHARAKTERISTISCHEN AUSPRÄGUNGEN, WIE ES SICH SPIEGELT IN PERSON UND WERT DER FÜHRENDEN GEISTER, SEI ES AUF DEM GEBIETE DER DICHTUNG UND DER BILDENDEN KUNST, SEI ES DER WELTANSCHAUUNG UND DER RELIGION, NIEDERDEUTSCHES WESEN ZUGLEICH ALS ETWAS GESCHICHTLICH GEWORDENES WIE AUCH IN SEINEM GEGENWÄRTIGEN BESTAND.

AUF DER EIGENART UND MANNIGFALTIGKEIT DER DEUTSCHEN STAMMESTÜMER BERUHTE JA VON JEHER DER REICHTUM UNSERER KULTUR, EIN REICHTUM, ZU DEM AUCH DER NIEDERDEUTSCHE STAMM ZU ALLEN ZEITEN WESENTLICHES BEIGETRAGEN HAT. ES GILT, SICH DESSEN BEWUSST ZU WERDEN GEGENÜBER DER IMMER STÄRKER EINSETZENDEN NIVELLIERUNG UNSERES KULTURELLEN LEBENS, UM DARAUS KRAFT UND ZUVERSICHT ZU SCHÖPFEN FÜR DIE ARBEIT DES TAGES.

ICH VERSTEHE DABEI NIEDERDEUTSCH NICHT ODER DOCH ERST IN ZWEITER LINIE IM SPRACHLICHEN SINNE, SONDERN VOR ALLEM ALS WESENSAUSDRUCK, AUCH NICHT ALS ABSCHLIESSUNG UND EINENGUNG GEGENÜBER ANDERN STAMMESTÜMERN, SONDERN ALS BEWUSSTWERDUNG DER EIGENEN ART NICHT NUR NACH IHREN STARKEN SEITEN UND IHREN VORZÜGEN, AUCH IN IHREN GRENZEN.

WENN IN DEN STIMMEN, DIE, WIE ICH HOFFE, VIELTÖNIG GENUG AUS ALTER UND NEUER ZEIT HIER ZUSAMMENKLINGEN, DER RELIGIÖSE UNTERTON ÜBERALL HERAUSGEHÖRT WIRD, SO IST DAS KEIN ZUFALL. ALLE WAHRE

KULTUR WIRD GESPEIST AUS DEN QUELLEN DER RELIGION, UND NIEDERDEUTSCHE FRÖMMIGKEIT WIE AUCH NIEDERDEUTSCHE „GOTTLOSIGKEIT" HATTEN IMMER IHR EIGENES GEPRÄGE. IN GANZ BESONDEREM SINNE GILT HIER, WAS IM I. KAPITEL VON KOLBENHEYERS PARACELSUSROMAN, DAS DARUM AN DIE SPITZE DIESES BUCHES GESETZT WURDE, OBGLEICH EIN SÜDDEUTSCHER DICHTER ES SCHRIEB, DER WANDERER ZUM BETTLER SAGT: „VIEL HUNGER WIRST DU FINDEN UND BRENNENDE HERZEN. ABER SIE KÖNNEN KEINE JÜNGER SEIN. SIE VERSTEHEN DAS FÜRWAHRHALTEN NICHT. SIE MÜSSEN IN ALLEM IHR EIGENTUM SUCHEN UND FINDEN KÖNNEN . . . SIE REISSEN IHR AUGE NICHT AUS, WENN ES ÄRGERT! SIE GEBEN EIN AUGE NUR UM DES HÖHEREN WISSENS WILLEN HIN . . . ICH BIN BEI IHNEN GEWESEN, EHE DU BEI IHNEN WARST. SIE KÖNNEN NICHT SATT WERDEN . . . ES IST KEIN VOLK WIE DIESES, DAS KEINE GÖTTER HAT UND EWIG VERLANGT, DEN GOTT ZU SCHAUEN."

VON DEN NIEDERDEUTSCHEN DICHTERN, DIE ZU DIESEM BANDE BEIGESTEUERT HABEN, SIND HANS FR. BLUNCK UND HERMANN CLAUDIUS WEITHIN BEKANNT. DEM MECKLENBURGER FRIEDRICH GRIESE, DER JETZT IN KIEL LEBT, UND DER SCHON MEHRERE ROMANE UND NOVELLEN GESCHRIEBEN HAT, WIRD SEIN NEUER ROMAN „DER WINTER", SOEBEN IM VERLAG OTTO QUITZOW IN LÜBECK ERSCHIENEN, ENDLICH DEN IHM GEBÜHRENDEN PLATZ IN DER DEUTSCHEN DICHTUNG DER GEGENWART SICHERN. DIESEM ROMAN IST DAS STÜCK „DER SOMMER" ENTNOMMEN. VON GEORG VON DER VRING HABEN WIR EIN BÄNDCHEN LYRIK „SÜDERGAST" UND JETZT AUCH DEN ERSTEN ROMAN „SOLDATSUREN" (VERLAG SPAETH, BERLIN). DIE „BEKENNTNISSE" CASPAR DAVID FRIEDRICHS ENTSTAMMEN DEM GLEICHNAMIGEN SCHÖNEN BUCHE VON KURT KARL EBERLEIN (KLINKHARDT & BIERMANN-VERLAG, BERLIN). DIE HIER BEIGEGEBENEN BILDER FRIEDRICHS (3 ÖLGEMÄLDE UND 1 ZEICHNUNG) BEFINDEN SICH IN DER HAMBURGER KUNSTHALLE. SCHLIESSLICH SEI HIER DARAUF AUFMERKSAM GEMACHT, DASS VON DEM LETZTEN JAHRGANG DES WAGENS NOCH EXEMPLARE BEIM VERLAG ZU 1,80 RM. ZU HABEN SIND. ER STEHT IM ZEICHEN FRIEDRICH OVERBECKS, DES HAUPTES DER NAZARENER, VON DEM ER VIELE BISHER UNVERÖFFENTLICHTE DOKUMENTE BRINGT, INSBESONDERE SEINEN BRIEFWECHSEL MIT SEINEM VATER, SEINEN ÜBERTRITT ZUM KATHOLIZISMUS BETREFFEND.